

Aus dem Tagebuch eines Zürcher Bürgers in den Jahren 1798 und 1799

Autor(en): **Meyer von Knonau, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **22 (1899)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Tagebuch eines Zürcher Bürgers in den Jahren 1798 und 1799.

Von G. Meyer von Knonau.

Als im letzten Winter die „Wochen-Chronik der Zürcher Zeitung“ über die Zeit von November 1797 bis Frühjahr 1798 zu erscheinen begann, brachte sie gleich in der ersten Nummer unter den Inseraten den Abdruck eines solchen von 1797, in dem Obmann Köchli an der neuen Wühre den „für jeden Bürger sehr interessanten und nützlichen Etat aller Bürger und dero Gattinnen ganz neu vollständiger und besser bearbeitet“, wie er in seinem Buchbinderladen zu haben sei, ankündigte. Das bewog eine mir befreundete Urenkelin des Herrn Obmann, für den Zweck der Zusammenstellung dieser „Wochen-Chronik“ ein sehr reichlich mit Einträgen versehenes Tagebuch, das Köchli führte, einzusenden, aus dem allerdings für jene Publication nur wenig unmittellbar enthoben werden konnte. Um so angemessener wird es sein, hier nun noch aus den Einträgen eines wackeren, mit dem wärmsten Antheil den bewegten Vorgängen dieses Jahres folgenden Zürcher Bürgers zu entnehmen, wie er die Wandelungen jener an Erschütterungen so reichen Zeit durchgemacht und beurtheilt hat.

Das neue Jahr — der erste Januar fiel auf einen Montag — beginnt mit der Betrachtung: „Regnete den ganzen Tag . . . traurvoll war die Natur . . . ach daß dies doch kein

böses Omen für das Jahr 1798 seye. — Nein! Vater, auch alle Ereignissen in der Natur gehören zu Deiner allmächtigen Ordnung!“

Unter vielen privaten Einträgen ist wohl, wenn die nachher entschieden hervortretende politische Haltung des Obmannes in Betracht gezogen wird, der Eintrag zu Sonntag dem 7. Januar nicht zu übersehen: „Abends gieng ich zu Vogel beim Gelben Hörnli“. Denn wenn man ermißt, wie entschieden entgegengesetzt dieser Begünstiger der Bestrebungen der Landschaft der überwiegenden Mehrzahl der Stadtbürgerschaft war, ist ein Besuch in seinem Hause bezeichnend für die Auffassung des Besuchenden. Am 8. aber melden sich auch die ersten politischen Ereignisse, daß „Räth und Burger“ gehalten wurde „wegen dem Welsch Land und vieler merkwürdiger Ereignissen“ — und am 9. heißt es: „Heute sagte man der Lobl. Bürgerschaft, die man um 9 Uhr auf den Zunfften versammelte, daß MGnH. die Bundes Beschwehrgung der Lobl. XIII Ort und Zugewandten auch gut befunden: von Jus deliberandi war bei den Burgern keine Rede“. Aufgeregt war die Stimmung am 15. Januar, wo wieder „Räth und Burger“ gehalten wurden, wegen der vom fränkischen Geschäftsträger Mengaud eingegebenen Note: „Wann die Kaiserlichen in Bündten einrücken, rücken die Franken ins Berner Biet . . . War alles voll Schrecken . . . Alles verfluchte die Franken . . . Rath . . . Kriegs Rath immer gehalten . . . den Müllern zweihundert Mütt Kernen zu mahlen gegeben“. Auch den 17. hielt der Schreiber für einen wichtigen Tag: „ein Vigilants Rath für Stadt und Land ward erkannt, wo alle Beschwerden können angebracht werden“, und am 20. machte die neue Organisation des Kantons Basel — es ist die dort geschehene Einführung der Freiheit und Gleichheit gemeint — großes Aufsehen in Zürich.

Inzwischen war die Proclamation der Regierung erschienen, welche zum Zweck der Beruhigung und Ausöhnung den Ange-

hörigen des Landes mitgetheilt werden sollte. So schrieb Röchli am 22. Januar: „Heute war ein feyerlicher Tag“: — die dreizehn Gemeinden um die Stadt waren nämlich in die Fraumünsterkirche berufen, die Proclamation anzuhören, wo sie ihre Beschwerden an die eigens eingesetzte Commission einbringen könnten. Dagegen wußte der Schreiber auch von den Bewegungen in Rüßnach und Meilen zu sprechen, wie es da ungestüm zugegangen sei und Mehrere gerufen hätten: „Gefangene und das Blutgeld zurück!“ Dasselbe erfuhr man von Wädenswil und von Horgen, wo es ganz fürchterlich zugegangen sei: „Stabhalter Hoß, der das Bürgerrecht erhielt, bekam in der Kirch Schläg . . . man zerbrach ihm den Degen“. Zum 27. Januar heißt es: „War Rätth und Burger . . . der Kanton Bern schrieb, daß sein Welschland im völligen Aufstand wäre: traurige Nachricht . . . auch in unserem eigenen Land siehts leider schlimm aus“, — so daß zum 28. eingetragen werden mußte: „Abends zu Vogel . . . ach: recht wehmüthig saßen wir da und betrachteten unsere traurigen Tage“.

Man stand nun unmittelbar vor einer gründlichen Veränderung. Denn am 29. Januar — „O Himmel! welch ein wichtiger Rätth und Burger Tag“ — wurde unter Erlassung völliger Amnestie jenen schon vorhin erwähnten Gefangenen, aus den Jahren 1794 und 1795, Bodmer und den Vertretern von Stäfa, die Freiheit zurückgegeben. Röchli gieng noch am Abend auf den Weggen: „Welch Gsichter!“ Aber andererseits regte sich jetzt auch in der Stadt die lebhafteste Abneigung gegen Mitbürger, die man als ausgesprochene Freunde dieser Aenderung zum Neuen ansah: „Schmies man Tuchherr Tobler und dem untern Kiel und dem Vogel beim Gelben Hörnli die Fenster ein . . . war dieser Unfug von der ganzen Bürgerschaft verabscheut . . . ja noch abends stellte man ein Bürgerwacht an“. — Am folgenden Tage, Dienstag den 30. Januar, sah sich dann Röchli in Rüß-

nach den feierlichen Einzug, unter Glockengeläut und Schüssen, der im Triumphe zurückgeführten Befreiten an: „Mit Jubel kehrten sie in ihre Heimat; mit Wonne saßen sie in der Kutsche“ — in Männedorf und Stäfa seien Triumphbögen errichtet worden.

Nunmehr trat als neue wichtige Frage der Ausmarsch der auszuhebenden Truppen zum Schutz Bern's gegen zu befürchtende Angriffe in den Vordergrund. Am 31. Januar schrieb Röchli: „Heute ward erkannt, daß 20 frey Compagnien marschieren sollten. Die Bürger waren auf die Zünfte beruffen. Ich foderte genau Auskunfft, daß die Truppen nicht sollen gegen das Wattland oder die Insurgenten marschieren, auch nicht zur Beylegung der Streitigkeiten, so etwann die Berner Obrigkeit mit den Ihrigen hätte, sollten gebraucht werden. Herr Statthalter Hirzel versicherte mich im Namen der Obrigkeit, daß keine Rede vom Gebrauch der Truppen seyn könne als einzig zu Vertheidigung vor äußeren feindlichen Anfällen und nur zu Beschützung des deutschen Berner Gebiets vor auswärtiger Macht. Die ganze Zunft dankte mir, daß ich diese Auskunfft beehrte“. Am 1. Februar kam nun Bericht, daß viele Gemeinden keine Mannschafft zum Auszuge schicken wollten, und nach dem Tagebuch war der 2. „ein trauriger Tag: nicht 300 Mann kamen leider in die Stadt“. Ein Gerücht wurde auch aufgezeichnet, daß ein Mann von Marthalen beim Sternen gesagt habe, Zürich werde auf den 6. Hornung angegriffen werden, wobei Bretscher von Löß und Wipf von Marthalen die Mannschafft anführen würden. Am 3. weiß Röchli noch von weiterem Gerede: „Bey Zunftmeister Wegmann, Vogel bey dem Gelben Hörnli, seinem Bruder Hauptmann und bey Buchdrucker Gesner bey dem Schwanen liege der Plann: ach Gott! bewahre uns vor Bürger Krieg“ — in der Nacht auf den 4. hielt dann Röchli Bürgerwacht.

Zum 4. Februar ist eine lange Eintragung gemacht, da der Tagebuchschreiber am Nachmittag auf der Zunft verschieden-

artige betrübende Eindrücke gewonnen hatte. Nach einem jammernden Ausruf an Stadt und Landschaft, den Bernern zu Hülfe zu eilen, wurde eine gedruckte Versicherung gelesen, daß man den L. Landleuten alle Freiheit geben wolle, daß eine Landescommission von Burgern und Landleuten Alles auf einen neuen Fuß in Ordnung zu bringen habe. Da nun immer traurigere Botschaften kamen, herrschte Verwirrung auf allen Gesichtern. Der Schreiber ergeht sich dann in sehr bemerkenswerthen Erwägungen: „Gott Welch eine Verwirrung . . . und doch — verzeihe mir Vater im Himmel — erblickte meine Seele noch viel Stolz bey der Regierung . . . ach ich verehere, bette, gleichsam die vorige alte an (ihren Stolz ausgenommen, ihre gar zu aristokratische Regierung) . . . ach Gott, wäre es nicht gut, wenn wir uns gänzlich vornehmen würden, die Staatsverfassung umzuwerfen: rettete das uns vor dem Einmarsch der Franken, rettete es das Blut unserer Brüder! Gott Du weißt es allein! . . . Wenn sie von den Fehlern gereinigt würde! Allein . . . ist keine andere Rettung . . . nun in Gottes Namen!“

Am 5. Februar legten Råth und Burger ihre Stellen nieder, um sie nur noch provisorisch weiter zu führen, bis eine neue Constitution komme, wie Röchli schreibt: „Heute war der betrübte Tag, da die Obrigkeit ihre Stellen niederlegte; alle Zünfte versammelten sich, gaben Verzicht auf die alte Constitution . . . o Welch rührender Auftritt!“ In den nächsten Tagen kamen nun Truppen, um nach Bern abzurücken, wie Röchli zählt 500, 600 Mann, und wieder so viel mit zwei Kanonen. Dann aber trafen wieder wirre Gerüchte ein: überhaupt „läßt sich die Verwirrung zu Stadt und zu Land nicht beschreiben . . . fast stehen alle Gewerbe still; jeder, auch der arbeitsamste Bürger kommt außert seiner Fassung . . . Zusammenlaufen auf der Bruck, Reden, woran 1000 Mal kein Wort wahr ist, durch=

kreuzen sich . . . Bald will man Wipf von Marthalen, bald Bretscher von Töß gebunden hierherbringen sehen — alles sind Lügen“.

An den Seeufern wurde inzwischen die Stimmung gegen die Stadt, trotz des Entgegenkommens, eine immer gereiztere. In Stäfa trat ein Convent zusammen: „Kann wohl diesen Kobespierranischen Schritt ein redlicher Mann billigen? o ihr verblendeten Seelen!“ Am 9. Februar fuhren Schiffe aus den Seegemeinden mit Freiheitsbäumen von der Stadt ab. Am 11. begaben sich dann Vogel, der schon mehrfach genannte Freund der Neuerung, sein Bruder, Sprüngli und andere Bürger nach Stäfa: „wurden da äußerst gut aufgenommen, suchten die dortigen Repräsentanten dahin zu vermögen, Liebe, Zutrauen, Freundschaft zu stiften, sich mit der provisorischen Obrigkeit zu vereinen . . . mit Thränen hatten sie; allein so gut sie aufgenommen wurden, ließen sich die dortigen Volksvorsteher in kein Gespräch von dieser Art ein“. — Köchli meint zum Schluß trocken: „Sie hätten können bey Haus bleiben“.

Die nächsten Tage brachten jetzt die Forderungen der Stäfner: Erstens, daß kein Mann mehr marschieren dürfe, zweitens, daß drei Viertel von der Landschaft und nur ein Viertel von der Stadt zur Landescommission gewählt würden, drittens, daß während der Verhandlungen immer tausend Mann als Garnison von der Landschaft in der Stadt liegen sollten. Ueber diesen dritten Punkt wurde am 13. berathen, indessen während der Berathung von Stäfa der Bericht eingeliefert, sie wären dort selbst von der Forderung einer Garnison abgestanden. Köchli fügt da bei: „Himmel! wie tobten unsere Bürger, welch Zusammenlaufen auf das Rathhaus und Brücke, daß man keinen Mann Garnison nähme: mit Recht empörte die Garnison jeden“. Am 14. waren dann alle Zünfte versammelt, um über die Bedingungsunkte Beschluß zu fassen. Köchli fand auf seiner Zunft mit der Anregung Gehör, daß

man auch auf die gedruckten Schriften, die etwa Feuer einlegen könnten, Bedacht nehme. Daneben aber wurde auf allen Zünften den Bürgern an das Herz gelegt, dem Landvolk mit Liebe zu begegnen.

Der 20. Februar war „der göttliche Tag“, an dem alle Landdeputirten in die Stadt kamen. Köchli erwähnt, wie sechs Abgeordnete ihnen bis zur Kreuzkirche entgegenzogen, Herr Ott sie mit einer Anrede empfing, eine Menge Bürger, eine große Menge Volks sie begleiteten. Daran schließt er den Wunsch: „Gott gebe, daß ihr Ein- und Ausgang gesegnet seye . . . Das Wetter, der Himmel klärte sich auf: ach Gott, daß dies eine gute Vorbedeutung seye . . . Abends ging ich und viele Mitbürger auf die Waag; auch fanden sich über fünfzig Landdeputirte dort ein: alles war freundschaftlich und äußerst vergnügt . . . ach Gott, daß jetzt auch Liebe und Freundschaft erzwengt werde, daß Bürger und Landmann einander redlich begegnen, der alte Rath, der so viel Gutes gethan, noch mehr Gutes thun könne, bis daß die Constitution in Ordnung seye“. — Am 21. versammelte sich um 9 Uhr auf dem Ruden die Landescommission zum ersten Mal. In der Nacht hielt Köchli armirt die Wacht.

Aber neues Mißtrauen trat hervor. Erscheint schon am 24. Februar die Nachricht von der Forderung der Constituirung einer einheitlichen helvetischen Republik zum ersten Mal erwähnt, so brach vollends mit dem 26. eine stürmische Woche an. Zu diesem Tage steht geschrieben: „Heute war ein trauriger Hirsmonstag“, und zum 27.: „Ich habe in meinem Leben keinen stürmischeren Tag gehabt“. Am Montag nämlich kamen viele Bauern mit Prügeln, mit Cocarden versehen in die Stadt, was großes Mißtrauen erregte, zumal da außerdem 82 Deputirte der Landescommission den von ihnen begehrten Eid zu schwören sich weigerten. Deputirte mußten auf die Rathhaustreppe geschickt

werden, um das Volk zu beruhigen, wogegen von der anderen Seite die Pörtlcollegianten in der Nacht auf den Dienstag die Stadtbewachung übernehmen wollten und nur durch „ruhige Seelen“ davon abgehalten werden konnten. Köchli klagt, daß die Landstände ihre Macht, die provisorische Regierung nur traurige Ohnmacht bewiesen. Dagegen lobt er „Räth und Bürger“: sie entschlossen sich, die Stadt nach Gutfinden zu bewahren, keine Vorschriften mehr von den Landständen anzunehmen, sondern sie zu bitten, sich in die provisorische Regierung nicht zu mischen, sondern allein ihrer Aufgabe, Gesetze zu machen, sich zu widmen. Dann folgten am 28. allerlei aufregende Nachrichten von außen her: die Leute von Wald sollten Rüti überfallen, den dortigen Wirth und seine Söhne gefangen genommen haben, und ebenso liefen ähnliche Nachrichten von Greifensee, von Hegnau ein, da sich dort gleiche Auftritte ereignet, diese Gegenden gegen einander sich bewaffnet hätten, so daß zu besorgen sei, sie würden militärisch gegen einander agiren: „Ach! Gott gibe Du unsern Lieben Obrigkeit und denen Landständen die Krafft, daß Sie die traurigen Auftritte noch hindern möchten. So lange das Comitte in Rüsnacht sich einigen Gewalt anmaßet, wird die Sach nicht gut. Das muß versprengt werden. Bogt Walder von Unterwezikon und noch einige soll man gefangen nach Rüsnacht gebracht haben. Welch schmäbliche Excesse!“

Mit dem Beginn des Monats März erhielt man Kunde, schon am 2., daß sich die fränkischen Truppen an allen Orten, auch gegen den obern Hauenstein, zusammenzögen, und am 3. schrieb Köchli, die Nachricht bestätigte sich, daß die Franken förmlich durch Angriffe auf die Kantone Freiburg und Solothurn nunmehr den Krieg angekündigt hätten.

Am Sonntag den 4. März um 11 Uhr versammelten sich alle Zünfte, um die mündlichen Nachrichten von der Gefahr des Vaterlandes selbst zu vernehmen, und Köchli sagt: „Man wies

uns die traurigen Briefe alle, gab sie gedruckt mit" — und er fährt fort: „Ach Gott! warum sind auch viele von unseren Land-leuten mit Blindheit, Bosheit, Falschheit so geschlagen, daß sie nicht einmal unseren Brüdern zu Hülf eilen wollen!“ Zum 5. März heißt es: „Heute war Rätb und Burger. Die traurige Nachricht kam, daß Bern anfangs mit den Franken zu capituliren, und da sie schon Freiburg und Solothurn besetzt hielten, wäre der Kanton zu schwach, sich zu halten. Um 2 Uhr versammelte man die Zünfte und sagte ihnen weinend die Lage unseres Vaterlandes. Nun ist das einzige Mittel, uns mit einander zu vereinigen, dann an die Grenzen zu gehen und da, ehe wir Slaven der Franken werden, unser Blut mit Freuden hinzugeben. Ich zog mich an und fand Ruhe in meiner Seele, nun in Ueberrock und Ueberstrümpfen bereit zu stehen. Mit Vogel, Glafer an der Markt-gasse, wollte ich bewaffnet nach Baden; allein im Zunftbott hörte ich, daß die Burger nöthig wären, die Stadt zu bewachen, und mußte also meiner lieben provisorischen Obrigkeit gehorchen! Das Gleiche that auch Glafer Vogel und mehrere Bürger“. Außerdem wird zu diesem Tage noch bezeugt, daß General Hoß — es war der berühmte im österreichischen Dienste stehende Mitbürger, der zur Vertheidigung Bern's zu spät kam — in Zürich angelangt sei.

Die nächsten Tage zeigen eine fortgesetzte Aufregung. Röchli hat jeden Tag an der Bewachung der Stadt sich zu betheiligen; denn am 6. März traten alle Bürger in das Gewehr und pflanzte man Kanonen auf. Dann ist er im höchsten Grade empört über die von den in Meilen versammelten „Schandbuben“ ausgesprochenen Forderungen, eine Absetzung der provisorischen Regierung, eine Einlegung von tausend Mann Garnison in die Stadt, vernehmen zu müssen, und am 7. meinte er, nachdem spät Abends Junker Statthalter Wyß von Bern eingetroffen war und die niederschlagende Nachricht der wirklich vollzogenen

Capitulation gebracht hatte: „Ach Gott, lieber will ich noch in die Hände der Franken fallen, als der Rache der Seeleute ausgesetzt sein“. Wie dann wirklich die provisorische Regierung abgeschafft war, erblickt der Tagebuchschreiber plötzlich eine ganz andere Stimmung in der Bürgerschaft: „Tausend Mann Truppen Garnison vom Lande: wann das uns vom Einmarsch der Frankentruppen noch retten kann! war eine Stimmung bei den meisten Burgern!“ Daneben ist er freilich auch hoch empört über Vogel beim gelben Hörnli, der einen schlechten Antrag vor die Zunft gebracht habe und in Gefahr gewesen sei, sein Leben zu verlieren. Am 10. März blickte man „mit Sehnsucht“ auf das, was der nach Rüßnach zur Verhandlung abgegangene Statthalter Wyß in seinen Unterredungen mit dem dortigen Comité ausrichten werde! „Denn jetzt hängt Aller Gewalt, unser Schicksal von dem Convent ab. Junker Burgermeister Wyß, sein Sohn, Statthalter Hirzel flüchten sich“.

Am 12. März langten dann von Rüßnach die Friedensartikel an, und Röchli fand, daß sich nun die Stimmung der meisten Bürger sehr verändert habe, so daß die Bitte, einen Freiheitsbaum zu errichten, jetzt von Leuten vorgebracht worden sei, die vorher sehr anders sprachen. Zum 13. heißt es: „Heute richtete man den Freiheitsbaum auf dem Münsterhof auf und kamen die ersten Truppen der Garnison hier an. War der letzte Rätth- und Burgertag gehalten“. Die zwischen die gedruckten Blätter des Tagebuches eingeklebten Seiten sind ganz angefüllt von Ausdrücken der Verwunderung über die gänzliche Aenderung der Dinge: „Aller Gewerb liegt nun am Boden. Ach, liebes Zürich, wie sieht es bei Dir aus? Kommst Du auch wieder zur Ruhe und Ordnung? O Gott! welch eine wunderbare Maschine ist nicht die Volksmenge! Heute rufen sie Hosanna, morgen kreuzige ihn“. Dann verwundert er sich über die Stadtknechte, die obrigkeitlichen Läufer und anderen Bediensteten, die noch vor

Kurzem weiß und blau trugen und jetzt nur mit der roth-gelb-schwarzen Cocarde erscheinen: „Natürlich, sie glauben, die lieben Leute, die sie noch vor kurzem im Zuchthaus bewacht, seien jetzt gegen sie barmherzig, da sie nun ihre Obrigkeit sind“. Noch etwas fiel dem Beobachter im höchsten Grade auf: „Junfer Escher, Ehegerichtsschreiber, Doctor Hirzel's Sohn, Schanzenerren Friesen Sohn, Andere, die vor 14 Tagen Wipf von Marteln in Gedanken verviertheilten, stehen jetzt als gemeine Soldaten unter Commando — Herrn Stadtcommandanten Wipf! O tempora, o mores“.

Gleich vom 14. März an beweisen Tag für Tag Eintragungen diese raschen Verschiebungen. Am 14. heißt es: „Heute rückten Truppen ein. Die Garnison bezog die Hauptwache und alle Posten“ — am 15.: „Heute waren die Landstände zum ersten Mal auf dem Rathhaus versammelt und kamen immer noch Besatzungstruppen“ — am 16. (es war ein Freitag und Markttag): „War ruhig, viel Volk in der Stadt, und nur zwei Schwabewägen hatten Furcht und glaubten, die Franken wären in Zürich — Heute erhielt man den Bericht, daß die Schweiz in eine einzige untheilbare Republik müsse umgebildet werden“.

Vom 18. März an nahmen die nunmehr vorzunehmenden neuen Wahlen der Wahlmänner die Aufmerksamkeit durchaus in Anspruch, und die Wahlhandlungen, an denen Röchli als Mitglied der Saffranzunft theilnahm, füllten mehrere Tage völlig aus; dabei wurden am 20. März auf dem Rathhause und den Großmünsterthürmen Fahnen aufgepflanzt. Am 22. wollte man wissen, General Brune habe verlauten lassen, daß ein Jahr lang Niemand von der alten Regierung mehr an das Staatsruder kommen sollte, und als nun aus den Wahlen wirklich, wie übrigens selbstverständlich, Männer der neuen Richtung, Vogel beim gelben Hörnli, Vogel an der Marktgasse, Tuchherr Tobler, Zunftmeister Wegmann, hervorgegangen waren, fand Röchli, daß diese Männer

bis dahin mit Unrecht verleumdet worden seien, und er ruft den Mitbürgern zu: „Jetzt sind das Eure Gesetzgeber“! Am 26. kamen dann die nach Bern an Brune und Mengaud — Maungau wird der Name hier geschrieben — abgeordneten Deputirten nach Zürich zurück: „Man sagte, daß sie mündlich vom General den besten Bericht erhalten haben; schriftlich aber wollte er die Versicherung nicht geben, daß keine Truppen in den Kanton Zürich kommen werden“. Am 29. endlich war, wie Röchli schreibt, „der wichtigste Tag für Zürich“, derjenige der Annahme der neuen helvetischen Constitution: „Die erste Urversammlung beim Großmünster um 8 Uhr gehalten — läutete mit allen Glocken! waren viel Bürger da. O Gott, Vater unser Väter, segne Du den Tag! Zwar war es Zwang, nicht freier Wille, die Constitution anzunehmen; dennoch lasse Deine Gnade und Erbarmen auch bey der neuen Verfassung auf unserer Stadt ruhen. Ach gieb uns Bruderliebe gegen einander! Junker Statthalter Wyß hatte eine rührende Rede, worin er die Annahme der Constitution empfahle“.

Uebrigens hatte der Obmann in diesem Monat auch schon persönlich eine Liquidation zu vollziehen gehabt. Er war 1786 in diese seine Stellung gewählt worden und hatte also 1798 die zwölfte Rechnung über die Lade der Buchbinder abzulegen. Aber schon am 17. März wollten, als er als Obmann ein Gebott hielt, dreizehn Buchbinder die Lade vertheilen, dreizehn sie behalten, so daß dann Alles auf den nächsten Samstag verschoben wurde. Am 21. wurde bei Röchli das Geld gezahlt, und am 24. heißt es: „Heute Nachmittag um 3 Uhr theilten wir Buchbinder die Barschaft in der Lad; jeder erhielt 12 fl. und 20 ş. Blieb dann Capital und Baar 200 fl. Alle Handwerkergebräuche hören auf. Nur für fremde Gesellen ist die Summe bestimmt“.

Am 1. bis 3. April fand in der St. Peterskirche die Wahl der in die gesetzgebenden Rätthe der helvetischen Republik abzuschickenden vier Senatoren und acht Großräthe statt. Als erste Senatoren wurden Bodmer von Stäfa und Usteri von Zürich gewählt. Am 3. sah Röchli persönlich den ersten der Neugewählten und schrieb darüber: „Ach welche Scenen! Bodmer, dem der Scharfrichter das Schwert ob dem Kopf auf dem Rabenstein schwang, wurde erster Senator. Der liebe Mann besuchte uns Kameraden auf der Waag. ‚Gott grüß Euch, Freunde und Brüder! Auch Ihr — ich kenne Euch — habt gelitten. Ach! wie wohl ist mir, daß ich Euch jetzt sehe. Seid Freunde des Vaterlandes! Ehret noch die Personen, so einst Eure würdigen Vorsteher waren; allein verachtet Stolz und Herrschsucht!‘ Das waren ungefähr die Worte des Greisen. Mich umarmte er zärtlich: ‚Lieber Röchli, Sie haben meinem fähigen Sohn sanfte Lehren beigebracht. Ich hörte es in meiner Gefangenschaft. Segne Sie Gott dafür!‘“

Mit diesen Tagen war die österliche Festzeit angebrochen, und am 8., Ostersonntag, begingen Röchli und seine Frau den „herrlich schönen Feiertag“ mit Besuch des Gottesdienstes und einem Spaziergang durch das Sihlfeld: „Wir waren vergnügt, und die wieder lebendig werdende Natur flößte uns viele gute Gedanken ein. Auch in dieser gespannten Lage unseres lieben Vaterlands haben wir doch noch mit Ruhe dieses Fest feiern können“.

Aber schon mit dem 11. April setzten neue Beunruhigungen ein. Einmal vernahm man aus der Nordostschweiz, daß Toggenburg, Thurgau, Appenzell die Constitution nicht annehmen wollten, daß St. Galler Aebte nach Arbon und Bischofszell zögen und Unfug anstifteten. Dann kam am 16. die „traurige Anzeige“, daß drei Millionen Livres den Mitgliedern der alten Regierung als Zahlung auferlegt werden sollten: „War Alles

betrübt. Die Wahlmänner der Stadt versammelten sich und sollen Anleitung geben, wie die Contribution zu bezahlen wär; allein sie überließen es den alten Gnädigen Herrn". Zum 17. steht geschrieben: „O Himmel! Heute um 2 Uhr versammelte sich der ganze alte Rāth und Burger, um zu sehen, wie die Contribution zu bezahlen sei. Ach Gott, eine traurige Session in der ehemaligen Rāth und Burgerstube! Die Franken machen uns dadurch arm. Hat der Reiche nichts mehr, so kann er dem Handwerker keine Arbeit geben. Welch traurige Gesichter machen unsere ehemaligen Regenten! O, wie wird es in den Haushaltungen aussehen! Welche Aussichten!“

Vom 18. April an langten immer deutlichere Nachrichten von der Absicht der Glarner, Schwyzer und Zuger an, bis auf den letzten Mann sich zu wehren, ehe sie die Constitution annehmen würden. Schon am 19. liefen die tollsten Gerüchte um: die Franken zögen aus der Schweiz, und die Kaiserlichen rückten ein; 2000 Tiroler schlugen sich zu den Glarnern; in Paris seien drei Directoren abgesetzt und eine Revolution zum Ausbruch gekommen. Köchli wollte bemerken, daß das auch in Zürich bei den „Aristokraten“ wieder Hoffnung erwecke: „Freudig traten sie wieder auf die Brücke und glaubten, eine Gegenrevolution wäre auch in unserm Kanton anzubahnen. Dorchen (die Frau Köchlis) erschrock, besonders da ein Wädenswyler und Richtenswyler in unserm Laden thaten, als ob sie zu den Schwyzern stünden“. Auch noch andere Nachrichten ließen die Lage sehr kritisch erscheinen. Doch schon am 20. erwies sich Alles als blinder Lärm: „Die Gefahr, von den Kantonen angegriffen zu werden, verschwand. In meinem Laden selbst hörten wir, daß von dem Lumpengesindel nichts zu befürchten wäre. Auch still wegen Frankreich; gegentheils Nachricht, daß wieder Truppen in die Schweiz rücken. Kurz, die Aristokraten waren Müsli still“. Freilich wurde dann noch in der Nacht auf den 21. der Frei-

heitsbaum abgefägt: „O verfluchte That! Welch unglückliche Folgen für die unschuldigen Bürger! War aber schon wieder am Nachmittag aufgerichtet und in der Zeitung 100 Neuthaler geboten auf Entdeckung des Thäters“.

Aber bis zum 24. April wurde es abermals sehr stürmisch in Zürich. Denn die Nachricht, daß jetzt sicher fränkische Truppen einrücken würden, machte große Sensation: „Forcht vor den Franken, Wuth, daß sie hieher kommen, machten die einten zittern und die andern zu starken Rednern. Nur der vernünftige Mensch, Christ sah ein, daß wir uns ruhig, still verhalten müßten, um gemeinschaftlich unser Unglück mit Geduld zu tragen. — Bald sagte man, die Franken kommen heute, bald morgen, in drei bis vier Tagen, weiter, daß die Zuger in Mellingen, in Baden die Brücken abdecken, daß alle Badenbietler und Weitere wider die Franken ziehen wollen; auch Grüninger, Walder, Seeleute wollen ausziehen. Großer Lärm! Tausend Lügen und eine Wahrheit!“

Daneben beschäftigte Köchli als Zünfter auf der Saffran auch immer wieder die Frage, ob nicht auch dieses Zunftvermögen solle getheilt werden; wenigstens nahm man nun die Tafel mit den Schilden der Zünfter aus dem Saale hinweg, weil voraussichtlich auch auf der Saffran französische Soldaten einquartiert werden sollten. — Am 25. April richtete man im Thalackermagazin — es ist die 1871 abgebrannte Kaserne — und an andern Orten für die zu erwartenden Franken Räumlichkeiten ein; auch die Kirche zum Fraumünster wurde rein ausgeräumt: „Viele Leute sahen zu und weinten — wir erwarten 10,000 Mann“. Und außerdem kam noch die „erschütternde Nachricht“, daß alle öffentlichen Gelder und Fünde nach Marau in den Nationalschatz zu transportieren seien.

„O ewig trauervoller Tag!“ heißt es zum 26. April; denn jetzt kamen zuerst zwanzig Husaren, geführt von Major Meyer

und Müller Schweizer, vor das Rathhaus angesprengt, und diesen folgten im Lauf des Nachmittags Truppenabtheilung auf Truppenabtheilung, von denen einzelne nur durchzogen, an diesem Tage unter anderm noch bis Adliswil hinauf. Sogleich wurden alle Thore und die Hauptwache besetzt. Röchli fand: „Die Hussaren waren meistens schöne Leute, thaten Niemanden kein Leid; ich hatte ein Corpral, auch Frau Chorherrin — (diese wohnte im Hause Röchli's) — einen: beide redeten kein Wort deutsch, allein waren brave Leute. In der Nacht war alles ungemein still. Müßte lügen, wenn ich nur ein Unart oder Muthwillen gesehen hätte. Die Frau Freyin in dem Landgut und überhaupt alle Bauern nehmen sie stark mit; auch hielten sie die Mannszucht auf dem Land nicht so gut“. Am 27. war die Freundschaft noch mehr befestigt: „Heute zog mein Lieber Corpral auf die Wacht, sandte ihm das Essen“. Dann sah Röchli am Abend auch den commandierenden General Schauenburg, wie er über die Brücke spazierte: „Er ist ein sehr großer schöner Mann“ —; am folgenden Tage fuhr danach Schauenburg auf dem Kriegsschiffe über den See.

Mit den nächsten Tagen begannen nun aber die gerüchtweise vorausgesagten Zusammenstöße der Franzosen mit den die Constitution abweisenden Kantonen zur Wahrheit zu werden. Am 30. April hörte man spät Abends vom oberen Zürichsee her Kanonendonner und glaubte, daß es sich um Rapperswil, um Gefechte bei Bäch und Wollerau handle; auch waren schon Verwundete im Laufe des Tages angekommen: „Mir war fast ohnmächtig geworden, als ich den traurigen Anblick der Blessierten sahe, gieng noch auf die Municipalität, um anzuzeigen, daß man auch Tragbahren sende“. Der sonst so belebte Markttag war still in Zürich: „Kein Viehmarkt“. So fand nun auch Röchli, der wohl sonst an diesem Tage in seinem Laden viel zu thun hatte, Zeit zu einer längeren Eintragung in sein Tagebuch: „Ist doch wunderbar:

viele, ja die meisten Bürger sehnen sich jetzt nach Unglück für die Franken. Tausend Mann, ja die ganze Armee liege todt in Glaris; von 30 Husaren habe nur noch einer den Bericht können bringen, daß 29 erschossen seien; Haufen von Todten liegen da, alles Franzosen. Dennoch aber sollen sie mit schnellen Schritten Wurmsbach, Lachen, ja Schmeriken, zueilen. Man glaubte, es brenne um die Schindellegi herum. Viele Leute stunden auf der oberen Brück. Die meisten Bürger aristokratisirten schrecklich. Ihr lieben theuren Bürger! O! ich weine mit den braven Glarnern und Schwyzern tausend Thränen täglich und wünschte, daß sie uns von den Franken befreien könnten. Allein ich bin überzeugt, Gott und die Macht der Franken wollen es, wie es scheint, so. Die armen Banden richten nichts aus, als Verderben für sie und auch für uns, weil wir die Gäste so lange füttern müssen, bis gar nichts mehr da ist. Beten will ich für die braven Männer“.

Vom 2. Mai an kamen nun immer neue Truppen, dann andererseits Blessirte vom Kriegsschauplatz, weiter allerlei Trophäen, Kanonen, schöne Fahnen, die aus dem Zeughaus von Lachen weggenommen waren, andere aus dem Kloster Einsiedeln, das nun die Franken auch schon besetzt hatten, ebenso Kanonen, Flinten, Wachskerzen aus Einsiedeln. Aber am 5. Mai traf plötzlich wieder andere Neuigkeit ein, daß die Glarner und Schwyzer vortheilhaft capitulirt hätten, keine Truppen im Lande, keine Contribution zu erleiden — ja es hieß, die Franken seien ganz geschlagen und zögen sich deshalb, weil die Schwyzer gänzlich gesiegt hätten, zurück. Bis zum 9. wurde Alles wieder ruhig: „Es herrscht eine Stille unter der Bürgerschaft! selbst Lügen hört man wenig, und ebenso sagt man nichts vom Heranziehen des Kaisers. Machen das wohl die Kanonen auf den Wällen?“ Bis zum 11. war die Ruhe soweit hergestellt, daß sogar Zuger und Schwyzer wieder nach Zürich kamen, um Korn zu kaufen.

Sonntag, 13. Mai, folgten als weitere Kriegsbeute aus Einsiedeln noch auf zwei Leiterwagen einige angekleidete Heiligenfiguren, die in dem Militärschopf niedergelegt wurden: „War gewiß ein rechter Spectakel, und mußte lachen, nachher aber fast weinen. Denn wie schmerzlich weh muß dies nicht einem eifrigen Katholiken sein?“ Am 15. Mai hinwider sah Köchli etwa fünfzehn gefangene französische Soldaten in den Wellenberg in der Limmat, zwanzig in den Läusethurm in der Stadtmauer führen, die alle beim Regimente als Diebe, Deferteure, Mörder noch geführt worden waren: „Die Kerl sangen und lärmten; zu Nacht aber waren sie still“. Am Abend andererseits wollte er auf den Graben gehen, um dort die Militärmusik zu hören: „Alein ich weiß nicht, so viel Zuschauer als da waren, gefiel mir dieses Trauerspiel für Zürich doch nicht. Statt dessen rauchte ich vergnügt mein Pfeifchen auf der hohen Promenade“. Zum 16. wird geklagt: „Wie schwer wird uns nicht das Einquartieren des Militärs! Aller Generalstab, die ganze Kott, alle Gefangenen, alles schleppt Schauenburg hieher“. Am 29. wurden die Zürcher am frühen Morgen durch dreimaliges Lösen aller Kanonen auf den Wällen gestört: „Die Garnison rückte aus; Kapinat, Schauenburg waren zugegen. Sie feierten das Fest Reconnaissance, das erste in meinem Leben, das ich die Franken feiern sehe. Ach Gott! was müssen wir nicht erleben!“

Im Juni erscheint zum 5. die Bemerkung: „Heute reißen gleichsam mit Gewalt die französischen Commissäre die helvetischen Sigel vom Schatz weg, erbrechen ihn und stellen Wachen dazu“, und zum 7. steht: „Diesen Morgen nahmen die Franken den Schatz beim großen Münster weg, packten ihn auf einen Wagen: macht große Sensation unter den Burgern und Landleuten“. Daß es dagegen in anderen Dingen auch unter der neuen Ordnung beim Alten blieb, zeigt eine Notiz vom 8. des Monats: „Man peitschte einen Mann von Wald, der an dem Pranger

stund, durch die Stadt ab: die erste öffentliche Execution durch den Henker, vom Kantonsgericht befohlen“. Am 16. war man durch ein neues Gerücht erschreckt: „Heute gieng eine Rede, die Franken sollen die Schweiz zu einem Franken-Departement machen“.

Sonst werden nun die Einträge über öffentliche Dinge spärlicher, und mitunter füllen Wochen hindurch Notizen über häusliche Dinge die Zwischenräume des Kalenders. Eine große Hausangelegenheit muß es gewesen sein, wann die Frau Wäsche einschlug und plättete. Weit wichtiger war, daß am 3. Juni „der himmlische Vater durch meine liebe Dorchen meine liebe Gritt wieder sandte“: ein verstorbenes Töchterchen des Namens wurde dem Paare durch diese Geburt wieder ersetzt, und schon am 4. „sagte das Meitli die Freud mit zierlichen Maien an“; die Taufe mußte dann freilich, weil die Fraumünsterkirche ein Heu- und Strohmagazin war, am 6. Juni in der Siebenten im Collegium humanitatis abgehalten werden (später fand der Gottesdienst im Musiksaale statt). Oder am 23. des Monats trug Köchli „die Seelenfreude“ ein, einen Knaben aus dem Wasser gezogen und so am Leben erhalten zu haben. An den Freitagen merkt er stets fleißig vor, ob es in seinem Laden gut gegangen sei, so am 3. August: „Verkaufte brav französische Grammatiken“; aber auch auf den öffentlichen Markt ist er aufmerksam und notirt zum 21. December: „War gegen 6000 Mütt Kernen da; ein guter Freytag“. Nachdem er im December den Gesellen und den Jungen aus der Werkstätte wegen entstandener Differenzen entlassen hatte, arbeitete er sehr vergnügt allein; er schrieb zum 10.: „War mir himmlisch wohl, so allein zu arbeiten: verthat mich in meiner Werkstätte, wie drey Eyer im Krätli“.

Eine sehr stark in das Gewicht fallende Angelegenheit bildete natürlich stets die französische Einquartierung. Nicht immer war Köchli mit derselben zufrieden. Zum 10. Mai schrieb er:

„Ich sahe, daß mein Soldat eine epidemische Krankheit hatte, gieng auf die Municipalität, um da ihn ins Hospital zu bringen. Allein er wollte nicht gehen. Der Kerl war grob, forderte zu Abend: kurz ein Lümmel aller Lümmeln“. Zum 11. wird fortgefahren: „Heute gieng ich nun auf die Hauptwache und zum Stadtcommandanten, erzählte, daß ich einen solchen Vogel im Haus hatte. Nach vielem Zanken kam um 2 Uhr sein Wachtmeister und führte ihn ins Hospital“. Um so zufriedener war man im Hause am 13. Mai: „Mein Kanonier machte uns viel Freude. Er war ein braver Mann, und hatte viel auf Jaques (den kleinen Jungen Köchli's), trug ihn immer herum. Meine Frau schenkte ihm ein Hemd“. Oder es kamen früher einquartiert gewesene Soldaten, wenn sie Zürich wieder passierten, auf Besuch. Ein anderes Mal gieng Köchli leer aus: „Aber Frau Chorherrin bekam einen, und darüber war sie gegen uns aufgebracht“. Als im Juli ein Weib und ein Kind zur Einquartierung kommen wollten, lief Köchli auf die Municipalität und erhielt dafür einen Soldaten. Eine „Herzensfreude“ wurde dem Hause am 29. Juli zu theil: „Unser Chasseur kam an. Er umarmte uns Alle, aß mit uns zu Nacht, und würde gerne es morgen bei der Municipalität ausmachen, ihn hier zu logieren“. Dagegen gab es im August wieder Verdruß: „Einen Chasseur, der bei Frau Chorherrin sollte logieren, salzte sie mir auf; verdroß mich, beklagte mich bei der Municipalität schriftlich und mündlich“. Unangenehm war die letzte Einquartierung des Jahres am 29. December, ein Dragoner, ein „moröser Kerl“.

Eine Veränderung in der Stellung Köchli's, die im Laufe des Jahres eintrat, ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß er mit dem sonst in stadtzürcherischen Kreisen keineswegs beliebten Kantonsstatthalter Pfenninger auf gutem Fuß stand. Zum 10. Juni wird gemeldet, Burger Statthalter Pfenninger sei bei einer sehr vergnügten zahlreichen Gesellschaft auf dem Schwarzen Garten

gewesen, und am 3. Juli wurde dann Pfenninger einhellig in die Gesellschaft zum Schwarzen Garten aufgenommen. Am Ende des Monats taucht nun für den gewesenen Obmann die Möglichkeit auf, Agent zu werden. Es heißt zum 27. Juli: „Ich gieng nach vielem Zureden von wackeren Bürgern und Nachbarn zu Unterstatthalter Tobler und erklärte ihm, daß, wofern ich Platz hätte, die Agentenstelle würde annehmen; allein ohne daß mein Gemach quartierfrei werde, könne ich dieses nicht thun — er allein aber müsse es bei der Municipalität ausmachen“. Bis zum 6. August war das Ziel erreicht: „Heute brachte mir der Staatsbott des Statthalters die Erkenntniß, daß ich Agent seye“, und zwar bezog sich das Amt auf die kleine Stadt. Mit dem 7., wo die Agenten eine Zusammenkunft mit dem Unterstatthalter hatten, — zum 10. heißt es: „Heute gieng ich zum ersten Mal in eine Session auf die Municipalität mit meinem Ornat“ — fangen sogleich sehr zahlreiche Notizen über diese Agentengeschäfte an. Allein der Neugewählte nahm sein Amt auch sehr ernsthaft: „Ach Gott, gieb mir die Gnade, das Wohl meiner Mitbürgern aus allen Kräften zu besorgen. Ich sehe den wichtigen Posten ein; schwer liegt er mir auf meiner Seele, und sollte ich ihm nicht gewachsen genug seyn oder mich an meiner Arbeit viel verhindern, dann lege ich ihn in die Hände der Regierung“. — Gleich eines der ersten Geschäfte war, daß am 13. August in der Helferei zum Fraumünster bei Diakon Geyner der Stillstand saß und zugleich aufgelöst wurde. Darauf folgte am Donnerstag, den 16., der feierliche Tag der Ablegung des helvetischen Bürgereides: „Heute war der wichtigste Tag für Stadt und Land. Alle Gewalten versammelten sich um 9 Uhr auf dem Rathhaus. Von da zogen sie unter Paradeirung des fränkischen Militärs nach dem Hof (dem Lindenhof). Musik fieng an; alle Glocken der Stadt zog man an; der Donner der Kanonen brüllte den ganzen Tag. Abends war der Freiheitsbaum zierlich

illuminirt, und Alles tanzte durcheinander auf der Meise und Waag. So ein Fest, so ein Wimmeln, so ein Galimatias sah Zürich noch niemals. Liebes Dorchen machte mir eine herzliche Freude, war vergnügt und strich mit mir bis um 12 Uhr an Waag und Meisen“.

Ende September schreibt Röchli einmal davon, daß „Alle Donstag die Gewalten auf der Meisen zusammenkommen“, und sehr bald lag diesen Autoritäten ein weiteres recht schweres Geschäft ob. Infolge des Offensivbündnisses zwischen der französischen und der helvetischen Republik war nunmehr das dadurch geforderte helvetische Heer von den Kantonen aufzubringen. So begann Ende October die Rekrutierung. Am 30. des Monats schreibt Röchli als Agent: „Heute hatte viel Arbeit, wegen dem Verzeichniß der jungen Leuten“, oder am 1. November: „Heute war der ganze District im Platz versammelt und ließen sich beinahe 500 Mann einschreiben“ — dann zum 19. und 20. November: „Waren so viele Rekruten hier, daß die französische Kirche, St. Anna, alle Zunft Häuser, eine Schütte im Obmannamt eingerichtet wurden“ — und: „Alle Tage kommen Rekruten, 500, 600, 700, 800 Mann“. Doch beziehen sich diese Zahlen, ihrer Größe wegen, vielleicht zum Theil auch auf französische Nachschübe.

Eine für Zürich eine Zeit lang hoffnungsreich scheinende Angelegenheit hatte Röchli, längere Zeit ehe er nur Agent wurde, schon lebhaft beschäftigt. Aarau war nur als provisorische Hauptstadt Helvetiens gewählt worden, und so handelte es sich darum, den Mittelpunkt des Staates definitiv zu bestimmen.

Schon am 11. Mai steht im Tagebuche: „Man redete auch viel, das Directorium sollte hieher kommen“. Dann steht wieder hievon im Juli. Am 29. schrieb Röchli hierüber nach Aarau an Senator Bodmer, daß das Directorium nach Zürich kommen möchte, und zum 23. heißt es: „Heute um 9 Uhr waren die Saffraner auf dem Rathhaus versammelt, um die Relation von

den Abgeordneten von Aarau zu hören, und einstimmig wurde abgeschlossen, wenn das Directorium hieher kommen sollte, die Saffran ihnen zu einem Präsent zu geben. Himmel! siehe, wie die Zürcher Demokraten werden!“ Wieder am 28. war bei Districtspräsident Tobler, dann beim öffentlichen Ankläger Koller und Bürkli im Tiefenhof Zusammenkunft für Maßregeln, damit das Directorium nach Zürich komme: „Pflicht — glaubten wir — wäre es, Alles für das Wohl und das Verdienst der Bürger aufzuopfern“. Am 30. fanden sich auf der Waag viele Herren ein, um eine Bittschrift nach Aarau zu unterzeichnen, und nachdem von vielen Bürgern Verzeichnisse von Wohnungen, die man für die zu erwartenden Mitglieder der Rätthe und weiteren Ankömmlinge von Aarau anzubieten hatte, eingereicht worden waren, fuhren Tobler und Vogel von der Marktgasse nach Aarau. Zwar schrieb da Röchli zum 1. August: „Glaube aber dennoch, daß unsere Arbeit umsonst seye; doch ist's heilige Pflicht, zu thun, was möglich“. Er hat denn auch durchaus das Richtige getroffen; denn bekanntlich wurde im Herbst 1798 Luzern, nicht Zürich, die helvetische Hauptstadt.

Im Uebrigen zeigt auch die zweite Hälfte des Jahres, wenn man die etwas spärlicheren Tagebucheinträge überblickt, in wie weitgehenden Gegensätzen die Bürgerschaft von Zürich damals hin und her gehetzt wurde.

Zum 7. Juli schreibt Röchli, dem, wie wir oben sahen, die auf die frühere Regierung gelegte Contribution recht zu Herzen gegangen war, folgendes: „Heute gieng ein Circular von Pfarrer Savater herum, den Aristokraten zu steuern. Maler Fießli brachte mir Solches. Allein minder als 60 Gulden war nicht unterschrieben; darum sagte ich offenherzig, er sollte es mir wieder bringen, wann Burger von meinem Stand unterschrieben hätten“. Zum 16. Juli heißt es: „War um 1 Uhr Generalmarsch geschlagen. Alle Soldaten eilten mit Sack und Pack auf

den Lindenhof. Man sagte, sie müßten da und dort hin. Die alte Zürcher Aristokratie fingirt wieder tausenderlei. Schon lächelte man wieder! O Ihr lieben Bürger! wann fällt Euch einmal die Binde von den Augen? Die Soldaten blieben da; man gab ihnen nur scharfe Patronen und ermahnte sie, beim ersten Trommelschlag alert zu sein. Welch eine Stille!" — Dann begannen mit dem August wieder die buntesten Gerüchte zu cursiren. Sogar trotz des dichten Schleiers, der über Bonaparte und Aegypten lag, wollte man zeitweise etwas wissen, wo dann das eine Mal die Franzosen, am anderen Tage die Engländer vernichtet waren. Ferner tagte noch immer der Friedenscongreß zu Rastatt, und man hoffte auf ein Resultat desselben. Da heißt es zum 20. August: „Bündten soll die Constitution angenommen und ein kaiserlicher Courier, der hier durchpassierte, die Nachricht gebracht haben, daß zwischen den Franken und Kaiser und Deutschland Friede wäre. Diese Nachrichten erfreuten Alle, alle rechtschaffenen Menschen. Allein Gott weiß: viele ließen den Kopf hängen; immer glaubten sie — an einen Messias". Scharf paßte man dabei stets auf, ob Schauenburg anwesend sei oder wieder weggehe. Schon am 25. August hieß es wieder: „War viel Gerede, der Krieg fange wieder mit Oestreich an — glaube es nicht". — Aber fortwährend dauerten die Durchzüge, und Röchli äußerte sich ganz ergrimmt, daß nun wohl die Weigerung des helvetischen Bürgereides durch die innere Schweiz neue Truppenanhäufungen bringen werde: „Wir müssen um der Schurken willen immer stark Einquartierung haben. Jetzt den 1. Herbstmonat sind immer noch 2700 Mann Franken bey uns. Gott Welch eine Last!" — Aber die Dinge in der Urschweiz gehen Röchli doch zu Herzen, und zum 9. September schreibt er: „Unglücklicher Sonntag für die Unterwaldner", und er bezeugt, wie viele Bürger in Zürich erschrocken seien, da sie hörten, daß die Waldstätte so ein trauriges Schicksal gehabt

hätten. Der 17. des Monats war ein sehr unruhiger Tag: „Die 76. Brigade kam an; die 109. zog durch; eine Menge Soldaten lagen da. Ach Gott, welch ein Tumult! Da nun die 76. im Treffen in Unterwalden war, müssen sie hier ausruhen.“ — Der 22. September war für Zürich auch der 1. Vendémiaire: „Heute kündigten die Kanonen an, daß die Franken das Neujahr feyerten.“ — Zum 10. October fühlt sich der Tagebuchschreiber erleichtert: „Heute verreisten den See hinauf zwei Bataillons von 76. Ach, wie froh waren die guten Burger! Denn 4000 Mann in einer Stadt: wie drückend!“ Gegen Ende October aber meldeten sich auch schon die ersten Anzeichen des neuen Coalitionskrieges: „Heute ging das Gerücht, die Kaiserlichen seien in Chur eingerückt.“ — Immer ungewisser wurde nun die Hoffnung auf den Frieden. Zum 29. November steht geschrieben: „Schrecklich wird die gute Schweiz mitgenommen, besonders Zürich. Welch eine Menge von Rekruten und Militär von allen Sorten!“ Im December vernahm man auch schon Nachrichten über den in Süditalien ausgebrochenen Krieg. Am 7. December schrieb Röchli: „Heute Abend um 6 Uhr ertönten die Kanonen auf den Wällen, daß die Franken über die Neapolitaner einen Krieg erhalten“ — und noch immer kein Friede: „Die Bestätigung vom Frieden kam noch nicht von Paris“: so steht zum 24. December.

Dieser Band des Tagebuchs schließt mit einer Silvesterbetrachtung: „Eile dann hin, Du für Helvetien so merkwürdiges Jahr, Jahr des Schreckens, der Trauer, werde einst für unsere Kinder durch die Constitution, die wir angenommen, segensvoll! O, welche Ereignisse (Kinder: leset die Geschichte dieses Jahres!) trugen sich zu! Ach, wie wird das zukünftige Jahr sein? Gott, Du Vater im Himmel, weißt es allein! Jetzt sind in Helvetien so viele tausend Franken: wie werden die Sachen in Zukunft kommen? Dir, himmlischer Vater, empfehle ich mein braves liebes Weib, die zwei unschuldigen Kinder. So väterlich hast Du uns

in diesem für unser Vaterland ewig merkwürdigen Jahr geleitet, uns und unsere lieben Kinder gesund erhalten. Du, guter Gott, gabst mir Segen zu meinen Berufsgeschäften, reichlich mein täglich Brot. Ich und mein Haus aber sollen den Herrn loben immer und ewiglich“.

Mit einem Rechenfehler, der wohl auch am Ende des 19. Jahrhunderts vielfach wiederkehren wird, begrüßte Köchli das Jahr 1799, indem er zum 1. Januar in sein Tagebuch schrieb: „Nun, Du letztes Jahr in diesem Seculo, sei mir willkommen! Deine Ereignisse sind alle schon im Buch der Vorsehung aufgeschrieben; auch meine Schicksale, die Schicksale meines lieben Vaterlandes stehen dort. Nun werde ich sie mit ruhigem Herzen erwarten, so viel von mir abhängt, sie zu meinem Besten anwenden. Dir, ewige Weisheit! empfehle ich mein liebes Weib, meine lieben Kinder, Verwandte, Freunde, Feinde, alle Menschen“.

Die ersten Wochen des Jahres zeigen vielfach ganz unausgefüllte Rubriken; denn so heißt es — „Diese Wochen ereigneten sich keine besondere Begebenheiten“. Einzig im Januar gab der See zu sprechen Anlaß. Am 12. heißt es: „Der See gieng heute zu,“ am 13.: „Immer sehr kalt, der See ganz zu: ein Weg von Sproß (das ist ein auch bei Köchli vielfach genanntes Wirthschaftslocal im Seefeld) bis in Sternen“ (wohl das Wirthshaus in der Enge), — am 14.: „Heute wollte der Untersecretär Bluntschli nach Meilen schleifen, und ertrank“, — am 24.: „Heute brach das Wetter zur Freude vieler tausend Menschen“, — am 31.: „War immer warm und stürmisch Wetter. Die Sihl brach auch aus; ganze Haufen von Eis lagen im ‚Platz‘, an der Sihl; mehr als 300 Klafter Holz schwammen aus dem Sihlwald fort. Am Samstag fuhren, Gott Lob, wieder Schiff in die Stadt, nachdem der See wochenlang zu gewesen“. In

dieser ruhigen Zeit, wo manchmal steht: „Politische Ereignisse keine“, konnte der Tagebuchschreiber so recht seinem Berufe leben, und er freut sich, wenn im Laden die Geschäfte, besonders an einem Freitage, gut gehen: „Gott! welch ein Segen! Immer starke Losung!“

Allein die öffentlichen Angelegenheiten treten doch auch daneben wieder in Geltung. Zum 19. Januar steht: „Ich sollte Nachmittags um 2 Uhr auf das Rathhaus, wo es um Berathung einer Patriotengesellschaft zu thun war“ — bis zum 26. muß dann die Gesellschaft gebildet worden sein, da ihr Köchli auf dem Rathhause bewohnte. Am 21. Januar mußte Zürich an einer großen Feier theilnehmen: „Rückte die ganze Garnison aus im ‚Platz‘, war außerordentlich kalt. Allein gerade zwölf Uhr schien die Sonne. Hier passirte Massena Revue, hielt auf diesen Tag, den Tod des Königs, eine Rede an seine Soldaten. Die Carmaniolen spielte, und General und Soldaten steckten die Hüte auf die Flinten und schrien: Vive la république! Die Kronen, der Berg waren dazu Abends illuminirt, und auf der Meise gab der General eine Mahlzeit von 150 Gedecken. Der Donner der Kanonen fing schon 7 Uhr morgens an. Vor der Kronen tanzte Abends der General mit Alt-Seckelmeister Escher, Statthalter Wyß Carmaniolen“. Eine nächste Notiz ist zwar privater Natur, aber auch für die Zeit im Allgemeinen bezeichnend: „Frau U . . ., des Hochwächters Frau, eine Jugendfreundin meines Dorchens, soll sich stark vergangen haben mit einem französischen Kanonier“.

Rascher begannen die Verhältnisse sich mit dem März zu entwickeln. Die 76. Brigade ging ganz von Zürich weg, nach Rapperswil und Sargans, und eine Menge Kanonen und Munitionswagen fuhr nach Winterthur, auch den See hinauf: „Allen Anzeichen nach zum Angriff auf Bündten;“ — am 11. März mußten „wegen Mangel an Franken“ die Bürger auf die Wacht ziehen. Schon am 7. waren um 4 Uhr 700 Mann Schweizer-

truppen eingezogen: „Viel Volk versammelte sich auf dem Münsterhof, um diese in Zwilchfittel gekleidete Mannschaft zu betrachten: die ersten stehenden Truppen in Helvetien!“ Röchli bekam einen Korporal von den Jägern aus dem Kanton Aargau: „Ein braver guter Mann“.

Sehr bald traten nun Beweise für anfängliche fränkische Siege in Graubünden und dem angrenzenden Tirol zu Tage, in zahlreichen Gefangenentransporten, wobei einmal von 1500, dann von 400 die Rede ist, darunter vom kaiserlichen General Ruffenberg selbst. Röchli schreibt da: „Der Jubel, daß die Franken gesiegt, war bei jedem gutdenkenden Helvetier groß; die Kaiserlichen dauerten mich. Welch eine überraschende Erscheinung hatte ich Sonntag Nachmittag um 2 Uhr: sieben Schiffe mit kaiserlichen Gefangenen, Kroaten, Dalmatier, Ungarn, o trauriges Gefindel! brachte man ein. Welch Eindruck war das auf unsere Aristokraten! nun haben sie ja Kaiserliche“. Zum 15. steht, daß man „den Kriegsrath aus Bündten“ gefangen zum Raben eingebracht habe. Zum 20. wurden wieder 2500 Gefangene erwartet: „Selbst die Bürgerwacht verdoppelte sich; allein sie kamen nicht“. Dagegen ist zum hohen Donnerstag, 21. März, eine ganze Seite voll geschrieben: „Welch ein unruhvoller Donstag! Das war auch auf dem Münsterhof ein Lärmen! Gegen 3000 gefangene Kaiserliche zogen, da es in die Abendkirche läutete, durch die Stadt. Man legte 1200 Mann in die Fraumünsterkirche; alle Zünfte und der obere Boden der Kaserne waren nebst der französischen Kirche gepfropft voll. Auch kamen von der 14., der sogenannten schwarzen Brigade, 400 Mann an, die theils bei Bürgern, theils bei Hottingern einquartirt waren, auch aus dem Kanton Linth 150 Mann Strolchengefindel, welche man auf die Grenzen führte“.

Aber durch den Sieg, den Erzherzog Karl am 25. März bei Stockach über General Jourdan davontrug, wurde alsbald die

ganze Sachlage gründlich verschoben. Auch in Zürich machten sich die Folgen deutlich spürbar. Als die Nachricht eingetroffen war, schrieb Köchli: „Gott! Welch ein Frohlocken, seit die Kaiserlichen die Franken schlugen! Schon waren unsere Untere Brücke-Ritter voller Freuden; selbst meine Hausfrau (die Frau Chorberrin Heß) war purlimunter. In 14 Tagen haben wir wieder die alte Ordnung der Dinge: 10,000 Gefangene, ebenso viele Todte, drei Generale gefangen!“ Zum 27. März schrieb er: „War eine starke Confusion! Die Eliten sollten gehen! allein alles war confus. Abends brachte man die Nachricht, daß die Franken so geschlagen wären, daß sie sich in Schaffhausen nicht mehr halten können“. Zum 28. fuhr er fort: „Ach! es bestätigte sich! Denn heute retirirten schon viele Wägen, Offizierskutschen sich hier durch. Gott, Welch eine Confusion! In Stein, in Feuerthalen sind — sagte man — die Kaiserlichen. Ich erwarte sie ruhig. Gott wird Alles wenden, wie es muß gehen. Weiß nicht: mein Herz empfindet eine Ruhe, die mich die bitteren traurigen Scenen läßt geduldig aushalten, mitleidend ansehen“. — Wirklich beruhigte sich dann die Stimmung wieder. Aber immerhin fand Köchli, daß die am 28. eingebrachten 600 kaiserlichen Gefangenen wohl die letzten Gefangenen dieses Heeres sein würden. Aber am 30. erschrak man von Neuem: „Daß ein General um 7 Uhr Abends noch befahl, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen, machte große Sensation“. Mit dem 31. wurde es eben klar, daß die ganze Position von Zürich als Anhaltspunkt für die zurückgehende fränkische Armee befestigt werden solle: „Furcht und Schrecken umgeben unsere Seelen, da die Franken Schaffhausen verlassen. Daß außer der Stadt müßten Redouten aufgeworfen werden, beängstigte alle Bürger. Auf der Municipalität war ich noch 9 Uhr Abends, um die Berathschlagungen und patriotischen Äußerungen anzuhören. Alle Mitglieder zeigten sich vortrefflich“.

Die ersten Apriltage brachten Röchli eine ihm sehr schwer fallende Aufgabe, da er als Agent bei der Deportation von Mitgliedern der früheren zürcherischen Regierung thätig eintreten mußte. Röchli schreibt zum 2. April: Ach, ich hatte den be- trübten Auftrag, den Alt-Statthalter Zunftmeister Hirzel beim Licht und Escher in der Schipfe abzuholen. Allein ich nahm kein Militär mit. Für die schonende Behandlung dankten die Beiden; ja, Hirzel umarmte mich noch in der Statthalterei und dankte für meine schonende Behandlung" ¹⁾. Röchli fügt dann noch bei: „In der Burgerschaft machte es große Sensation; man sah kein Bruckengeständ mehr“.

Die nächsten Tage führten größere Beruhigung herbei, wenn auch immer Truppendurchmärsche stattfanden; am 4. April sah Röchli viele Kanonen aus dem Zeughaus Schaffhausen. Am 6. reiste Massena nach Basel durch. Am 7., einem Sonntag, gingen schon viele Hunderte auf die Anhöhe von Schwamendingen hinaus, um die dort neu angelegten Batterien zu besehen. Dann schreibt Röchli in dieser Woche von Amtsfunktionen: „Ich zog die Kriegs- steuer ein! gab noch ziemlich viel“. Dann aber verwundert er sich über verschiedene Dinge, erstlich, daß keine Truppen aus den anderen Kantonen kommen: „Was mag das sein?“ —, dann, daß sich die Franzosen so hätten schlagen lassen, daß sie den Kniebis, den Höllenpaß verließen, das Hauptquartier bis nach Straßburg zurückverlegten. Neuester erstaut äußert er sich am Freitag, 12. April: „Himmel! was ist das? Heute war die Zufuhr von Korn so groß, daß sie noch niemals, so lange Zürich steht, größer war. Man mußte Abends um 5 Uhr noch Korn ab- laden und wegen Mangel an Platz die Säcke in die Fraumünster- kirche stellen“. Am gleichen Tage ritt Regierungsstatthalter Pfenninger mit zwölf Dragonern nach Luzern, und man ver-

¹⁾ Hierzu vergleiche man im Taschenbuch von 1880, S. 255 u. 256.

nahm von wachsendem Aufruhr im Entlebuch und von dem Gerücht, daß tausend Mann aus dem Kanton Zürich deswegen ausrücken müßten. Vom 14. an langten immer weitere beunruhigende Neuigkeiten von fränkischen Niederlagen in Italien, besonders aber vom Rheine bei Schaffhausen an, und es schien, daß die Invasion der Kaiserlichen bald zu gewärtigen sei, wie man dann am 17. in der Richtung von Eglisau stark Kanoniren hörte. Wenig ermutigend konnte eine hier eingetragene Beobachtung wirken: „Die feigen Soldaten vom District Zürich laufen, da man kaiserlicherseits kanoniert, nach Hause von Eglisau bis auf Zürich“. Zum 19. steht: „Viele Gefangene ab unserem Land; Umhauen von Freiheitsbäumen“. — Und dabei dauerte die Spannung immer fort, besonders da man Massena abermals nach Winterthur durchreisen sah und an einem fort Durchmärsche stattfanden. Da heißt es gegen Ende des Monats: „Gott! welch eine Menge Menschen! Wann mag wohl das Trauerspiel des Krieges seinen Anfang nehmen?“ Zu Sonntag, den 28., ist „eine sehr zweckmäßige Predigt, daß man nicht wegen politischer Meinungen sich in Haushaltungen jetzt trennen soll“, die Diakon Gefner im Musiksaal gehalten habe, angemerkt. Ohne Zweifel dachte da Köchli auch an eigene Erfahrungen, daran, daß seine Frau im März im Hause des eigenen Vaters die heftigsten Worte über den „Agenten“ hatte hören müssen.

Mit dem Mai begannen die mit dem Coalitionskriege parallelen gehenden Bewegungen in den Waldstätten, die sich zu einem helvetischen Kanton gleichen Namens hatten zusammenschweißen lassen müssen. Zum 1. Mai schreibt Köchli: „Diese Nacht um 2 Uhr mußten alle Franken schleunigst in den Kanton Waldstätten verreisen. Die Anstalten gegen die Stände Uri, Schweiz, Unterwalden waren fürchterlich. Mehr als 2000 Mann aus den Seegegenden und 4000 Mann Franken rückten schleunigst gegen Schweiz. Gab viele Muthmaßungen. Ach! sahe trüb in

unserem Vaterlande aus“. — Köchli ließ sich da einmal wieder in längerer Aufzeichnung aus, daß man so wenig höre, Italien augenscheinlich ganz verschlossen, die Deutschen am Rheine stillestehend seien. „In unserem Kanton ist, Gott Lob! alles ruhig. Drückend ach! besonders in den Rheingegenden ist die Noth, die Menge von Franken und Helvetiern, wo den Leuten immer genug wegeffen! Ich kann es nicht begreifen, daß die Noth selbst in unserer Stadt nicht weit größer ist. Denn jetzt ist das Hauptquartier hier: Welch eine Menge von verschiedenen Corps! Mit dem Betragen der lieben Burger ist man recht wohl zufrieden. Stille und keine starken Zusammentretungen herrschen jetzt seit ein paar Wochen. Aber verschiedene Unglücksfälle begegneten den Franken. Sie mußten Bündten verlassen, und überhaupt trugen dieser Zeit verschiedene Dinge für sie sich zu. Gott allein weiß, wie die Sachen noch kommen werden“.

Das letzte Drittel des Monats Mai brachte mit der definitiven Ueberschreitung des Rheins durch die Truppen des Erzherzogs Karl einen rascheren Gang der Ereignisse. Auch Köchli wußte, daß jetzt die kaiserlichen Husaren schon bis gegen Winterthur heranschwärmten. Er schrieb zusammenfassend zu der Woche vom 19. bis 25. Mai: „Blessierte brachte man von beiden Seiten. Ach, Welch eine Verwirrung! Es sieht betrübt aus. Die Franken retirirten; bald aber gingen sie wieder vorwärts. Die Stadt war in banger Erwartung der Dingen, die da kommen werden. Feinde haben mich umgeben, so können wir mit David sagen“. Zum 22. speciell ist eingetragen: „Pferde stehen vor allen Häusern. Vor Wagen läßt sich nicht gehen. Gott, Welch ein Getümmel!“ Und zum 24.: „Heute Nachts um 10 Uhr verreihte Massena wieder nach Winterthur; die Guiden blasen zum Aufsitzen. Heute oder morgen erwartet man eine Schlacht, die unser Schicksal für einmal entscheiden wird“. — Besonders eingehend schrieb Köchli zum 27. Mai: „Diesen

Morgen spazierte ich an die Schanz vor dem Sihlwiesli. Hier war eine Grabstätte. Ich besuchte sie, und ach Gott! 24 Tode, denen man ein Grab machte, lagen nackend da; neben einem schönen weißen französischen Officier lag ein brauner Kroat. O denen Allen ist nun wohl! Man sagt bestimmt, daß die Desterreicher in Winterthur eingerückt wären, und wirklich seit 3 Uhr retiriren sich die Franken. O wenn doch nur einmal die Sache entschieden wäre! Der heutige Tag wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich bleiben. O Menschheit! Seit gestern waren die Desterreicher und Franken mit einander bei Frauenfeld im Treffen. Auch unsere Zürcher mußten am Treffen theilnehmen. Hauptmann Denzler verlor sein Leben, und viele. Ich ging mit Nordorf in das Hospital im Zuchthaus. O Gott, welche Scenen! O wie viele rangen mit dem Tode! Arm, Bein, Nase weg! O! schmachtlend lagen sie, die Kaiserlichen und Franken, im Kreuzgang; viele starben auf den Wagen. Ein Kaiserlicher bate mich sterbend noch um Wasser. Ach! wie wohl war mir, ihm selbst eines zu verschaffen; er trank aus meinen Händen, dankte, und bald verschied er. O daß ich den Leidenden Allen könnte einen Labungstrunk verschaffen!" Zum 29. steht: „Noch stehen die Franken diesseits, die Desterreicher jenseits der Glatt; heute geschah kein Schuß. Man redte von Capituliren“, und in einer weiteren Beifügung zum gleichen Tage folgt: „Auch heute retiriren sich die Franken — man sagt stark — das Wehenthal und das Thal bei Dällikon herunter. Wir werden also vielleicht heute noch Desterreicher innert unseren Mauern sehen“.

Immer gespannter wurde nun die Lage. Man bangte vor den kommenden Tagen. Auch Köchli begang den Weggang der Franzosen zu wünschen: „Die Kaiserlichen rücken auch den See hinunter; sie sollen in Stäfa sein. Ach wenn sie nur einmal kommen würden!“ Noch zwar zogen stets Truppen durch die Stadt auf den Zürichberg hinauf zur Bertheidigung der

dort angelegten Batterien. Aber unter den helvetischen Hülfstruppen traten Weigerungen hervor: „Die Luzerner wollten nicht gehen, ungeachtet der Regierungscommissär sie öffentlich beim Rücken ermahnte. Abends gingen sie“. Traurig still war der gewohnte Markttag, Freitag, 31. Mai: „Kein Mensch kann in die Stadt kommen. Kein Handel, kein Wandel, nichts“! Am 1. Juni glaubte Röchli schon zu erkennen: „Es zeigt sich deutlich, daß bestimmt sei, Zürich zu verlassen“, und so ermahnte er sich auch selbst: „Am 1. bekam ich einen Befehl vom Bürger Regierungscommissär Kuhn, die Kriegsteuer — wieder eins vom Tausend — einzuziehen; allein ich verweigerte mich und declarirte dem Bürger Regierungsstatthalter und dem Unterstatthalter, daß ich dieses nicht thun werde, noch könne“.

Schon fingen Sonntag, 2. Juni, die Kämpfe in nächster Nähe der Stadt an. Zu diesem Tage steht: „Schon um 6 Uhr rückten die Kaiserlichen bis nach Zollikon. Ach! der Donner der Kanonen und das Kleingewehrfeuer setzten uns Alle in Schrecken. Bis nach 10 Uhr waren wir auf. Bange Herzensschmerzen, wie es uns diese Nacht werde gehen, umgeben alle Seelen“. Zum 3. heißt es: „Schon frühe begann das Treffen. Viele Bürger sahen zu, wie sie aus dem Burghölzli feuerten. Ach! In's Feuer hinein sahen wir beiden Partien. Die Kaiserlichen drangen bis gegen Hottingen vor. Abends hatten sie wieder die gleiche Stellung“. Am 4. folgt: „Ach, heute von 5 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr begann das Puffen. Gott, ab dem Krathurm sah ich der Action zu. Ein Haus und eine Scheune verbrannten in Riesbach. O! welche viele Bleffierte brachte man; o wie dauern sie mich!“ Dagegen steht ausdrücklich zum 5. Juni: „Heute ging kein Schuß“. — Zu allen diesen Tagen setzt das Tagebuch noch hinzu: „O welche Gefahren umgeben uns! Du liebes Zürich, wie wird es Dir gehen? Doch vertraue auf Gott: er wird es wohl machen! Standhaft im Unglück! ist die Tugend eines Christen“.

Am 6. Juni war, indem die Dinge in der günstigsten Weise, ohne eine eigentliche Schlachtentscheidung, für Zürich sich vollzogen, für einmal die Lage geklärt. Röchli schreibt zu diesem Tage: „Am Donnerstag nahm ich von Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger und Tobler auf dem Münsterhof Abschied. Sie ritten mit den letzten Franken fort. Die Franken hatten schon in der Nacht angefangen, sich zu retiriren; sie zogen still und ruhig hinweg. Nachmittag vor 4 Uhr zogen still und ruhig die Kaiserlichen ein mit einer äußerst großen Menge von Cavallerie, die sehr schön war. Pferde hatten sie, die zu bewundern waren. Die neuen Gäste betragen sich gut und rechtschaffen, still und überhaupt nicht so lärmend. Um 4 Uhr schon ritte die Cavallerie dem Feind auf dem Fuß nach, dabei ein Regiment Alanen, die Alle Spieße mit Fahnen führen. Auch der größte Theil der Infanterie mußte nachziehen, so daß sich nicht viele in der Stadt aufhielten, und die Gemeinen kamen nicht in das Logis der Bürger, in dem Augenblick schon eine große Erleichterung. Um 6 Uhr hieben Knaben den Freiheitsbaum um und zogen den Hut von Sturz durch die Straßen; auch rissen sie an meiner Tafel das dreifärbige Dächli weg“. Denn die bisherige helvetische Beamtung Röchli's erfuhr nunmehr natürlich auch eine Veränderung: „Die Agenten und alle constituirenden Gewalten blieben provisorisch; anstatt Agent nannte man mich Geschäftsträger der dritten Section“ —, und bald darauf ist dann noch beigefügt: „Allein jetzt ist meine Stelle — Gott sei Lob und Dank! — ganz aufgehoben“.

Wir treten nun in jene so eigenthümliche Zwischenzeit von nahezu sechszehn Wochen ein, wo um Zürich herum der Krieg so zu sagen zum Stehen kam, wo sich die Franzosen im Besiß des Uetliberges behaupteten, während sich die Kaiserlichen und hernach die Russen mit der Besetzung Zürich's, mit der Stellung am Fuß des Berges und im Sihlfeld begnügten. Wie sonderbar

man in Zürich selbst dieses unerklärlich erscheinende Zuwarten empfand, zeigt eine ganze Reihe von Eintragungen in unser Tagebuch.

Daß von Truppendurchmärschen, von dem Eintreffen ungeheurer Mengen Cavallerie, Infanterie, unaufhörlich die Rede ist, erscheint ganz begreiflich. Man spazierte in das Sihlfeld, wo diese Massen Reiterei campierten, und am 23. Juni schreibt Röchli: „Ich ging über Hottingen und die Oberstrafß hinaus zu St. Jakob, besahe die Lager alle: gerade vor der Porten stund in den Wiesen der Artilleriepark“. Auch Einquartierung kam, und zum 11. Juni ist notirt: „Heut bekam die erste kaiserliche Einquartierung, einen kaiserlichen Dragoner vom Regiment Würzburg, einen Rothgerber seiner Profession: ein guter Mann, der herzlich wünschte, wieder Gerber zu sein“ — aber schon zum 14. wird geklagt: „Mein Dragoner muß schlechte Leute angetroffen haben; denn er war heut spröde“, und als derselbe am 2. Juli ging, wurde er als ein „murröser Bursch“ beurtheilt, während man mit dem Nachfolger, einem ungarischen Korporal — „ein guter Mann“ —, zufrieden war. Aber immer häufiger stellen sich nun auch die Klagen darüber ein, wie schwer belastend diese Massen der fremden Truppen auf dem Lande lägen. So heißt es zum 12. Juni: „Jammer, Glend, Klagen, ach genug! Die Cavallerie braucht das meiste Gras. Im Sihlfeld stehen viele tausend Pferde“ — oder zu Sonntag, 16.: „Ich ging in das Sihlfeld, um das kaiserliche Lager zu sehen. O! Thränen des Mitleidens flossen über meine Wangen. Die Frucht ist dahin; an vielen Orten muß man das liebe Vieh abschaffen. Alles, Menschen und Vieh, sehen traurig einander an, und jeder Edle im Volk wird weinen, wann er sieht, was die Laager in unserem Lande schalten. Ach, wie mögen wohl die Franken ennert dem Berge haufen?“ Röchli spürte diese Störungen auch an sich selbst: „Für mich wenig Verdienst: Schilling anstatt Gulden“ — so

heißt es am 20. Juni, und am 21. folgt: „kam Befehl, daß kein Schiff den See hinauf fahre“. Nachträglich tröstet sich Köchli damit, daß er, Gott Lob, so lange die Franken da waren, viel Geld gelöst habe.

Und daneben dauerte nun die ganze Zeit vom Juni an das Erstaunen darüber fort, daß so gar nichts Bedeutenderes von militärischen Dingen geschehe. Schon am 8. Juni schrieb Köchli: „Wundert mich, daß sie die kleinen, armen, windichten Franken nicht schon ganz mit all dieser Macht vertilgt haben“. Am 11. trägt er ein: „Die Franken kleben noch immer am Hüetliberg und in Albisrieden“. Auch am 19. heißt es: „Liegen noch immer am Uetliberg“. So geht es fort. Immer wieder steht: „Ist alles still und ruhig“. Anfang Juli meldete das Tagebuch: „Noch immer befinden wir uns in der gleichen Lage: die Oesterreicher stehn bei uns ruhig, brav und still, die Franken am Uetliberg auch still. Ach! wenn der linke Flügel der Kaiserlichen nur avanciren würde oder im Wallis ein Durchbruch von ihnen geschehen würde, dann müßten sie nicht allein den Uetliberg, wohl aber die ganze Schweiz räumen!“ Diese Klage, daß gar Nichts geschehe, setzte sich auch im dritten Monat fort, so am 9. August: „Immer alles in gleicher militärischer Ruhe“.

Daneben fehlte es allerdings nicht an allerlei vielfach ganz abenteuerlichen Gerüchten. Schon am 24. Juni sollte nach einer neuen totalen Niederlage der Franzosen Mantua eingenommen und die ganze österreichische Armee im Anzug nach Frankreich sein, um dort einen König zu proclamieren. Dazu fügt Köchli bei: „Gott gebe, daß Alles zum Besten gehe. Viele, sehr viele Hoffnung zum Frieden! Allein bei den Armeen sieht man keine Veränderungen in dero Stellungen. Die lieben Bürger sagen, daß Preußen in die Schweiz kommen werden, um die Neutralität zu behaupten. Ach Gott! gieb, daß alles fremde Militär die Schweiz verlassen möge“. — Dann wollte man wieder Mitte Juli sehr

viel wissen, die Aufreibung der Franken in Italien, die Ankunft der Russen am Rheine, die Landung der Engländer in Holland, Bonaparte's Vernichtung in Aegypten — einige Tage später noch Weiteres: Moreau gefangen und total geschlagen, Director Sieyès ermordet, Luzern eingenommen, die Vendée wieder in Waffen — „Gott Lob! die besten Nachrichten“! —: so glaubte Köchli schreiben zu können: „Die Aeußerungen, die mir Officiere und Soldaten von dero Kaiserlicher Majestät's Truppen und auch unsere lieben aufgeklärten und freien Bürger im Laden zu großem herzlichen Vergnügen machen, lassen keinen Zweifel übrig, daß in wenigen Wochen Gottes Obrigkeit und ein heilig gesalbeter König in Frankreich existiren werde und die heiligste Religion wieder emporkomme“.

Freilich fehlte es dazwischen doch auch nicht an einzelnen wirklichen, nicht bloß vermeintlichen Vorgängen. Schon am 15. Juni spricht eine längere Stelle davon: „Am 3 Uhr weckte uns der Donner der Kanonen. Die Franken klebten noch immer am Albisrieder Berg. Sie wollten das Lager der Kaiserlichen aufheben, drangen vor bis über den Gießhübel. Allein sie mußten wieder in dero alte Stellungen zurück. Seit 5 Uhr war alles wieder still. Allein schrecklich war der Angriff. Man brachte viele Vermundete. Welch ein Schrecken wieder für unsere Stadt!“ Dann hatte man am 29. Juni es in Zürich mit einer sicheren Nachricht aus der Ferne zu thun; denn da feierten die Kaiserlichen den großen Sieg über Macdonald an der Trebbia: „Am 9 Uhr fingen alle Glocken hier in der Stadt zu spielen an, und Kanonen auf den Wällen wurden abgefeuert“. Dagegen machten sich auch die Franken am 1. Juli wieder bemerkbar: „Heute schreckte uns der Donner der Kanonen um 7 Uhr. Die fränkische Artillerie feuerte auf dem Uetliberg. Den eigentlichen Grund wissen wir nicht; einige glauben, sie feiern ein Fest, andere, Siege“. — Am 14. August hinwider wurde Zürich neuerdings

aufgeschreckt: „Um 6 Uhr weckte uns der Donner der Kanonen und Kleingewehrfeuer. Die hartzichten Franzosen — mit dem edeln Buchdrucker Bürkli zu sagen — überfielen mit Begünstigung eines Rebels die kaiserlichen Lager und kamen nahe an die Stadt. Die braven Truppen K. K. Majestät aber verjagten sie wieder in dero Nester, und ungeachtet man sagte, daß die Truppen K. K. Majestät viel eingebüßt, mehr aber die lieben Schweizer, die in Wollishofen stunden, auch von Kaiserlichen und Schweizern außerordentlich viel Bleffierte kamen, glaubte ich es nur halb, daß es möchte wahr sein“.

Inzwischen war dann Mantua aber wirklich gefallen, und das wurde in Zürich Sonntag 4. August gefeiert: „Unter Geläut aller Glocken und Abfeuerung der Kanonen war das Te Deum wegen Einnahme von Mantua gefeiert und zu Nacht die Stadt illuminiert“. Aber diese Illumination hatte, auch für Röchli, eine unangenehme Rehrseite. Er erzählt sehr einläßlich: „Herr Rordorf auf dem Münsterhof, Präsident der Municipalität¹⁾, erleuchtete sein Haus ungemein schön; allein der Regen löschte in einer halben Stunde die Lichter ein wenig aus. Sein Haus war mit einem Bombardement von Steinen begrüßt; alle Fensterrahmen in der unteren Etage wurden eingeschmissen. Ungeachtet eine kaiserliche Wacht herbeigeschafft wurde, war im Angesicht derselben und vieler hundert Bürger des Werfens bis 1 Uhr kein Ende. Bierpfundsteine flogen hin und her bis durch die Kembelgaß. Auch ich hatte das Vergnügen, daß man zwei, drei Steine ans Haus und auf die Zinne schmiß. Ach! viele, sehr viele Reden, die pöbelhaft waren, rief man mir zu. Die

¹⁾ Sollte dieser Rordorf jener helvetische Censor Rordorf sein, den das Zürcher Taschenbuch als alten Bekannten bezeichnen darf (1888: S. 141—164, 1889: S. 147—150, 1897: S. 45—52)? In diesem Fall würde Rordorf hinter den siegreichen österreichischen Fahnen her sein helvetisches Wimpel äußerst durchgreifend gesenkt haben!

Burger waren ganz elektrifiziert, so vergnügt und à la Lazzaroni habe ich sie in meinem Leben, selbst die von bonne éducation, nicht gesehen. Die Kaiserlichen feierten diesen Tag mit Te Deum-Singen und betrugten sich edel". Mit Genugthuung notirte dann Köchli zum nächsten Sonntag, 11. August, daß Herr Pfarrer Gefßner sehr wegen der acht Tage vorher, an einem Sonntag! in seiner Fraumünstergemeinde vorgefallenen Anfugen ge-eifert habe.

Sichtlich war Köchli eben wegen seiner Stellung, als gewesener helvetischer Agent, bei seinen Mitbürgern so in Mißcredit gerathen. Er schreibt auch in diesen Tagen zum 10. August: „Mein Holzscheiter wollte heute einige Klafter Holz an der Lände einkaufen. Allein da er den Namen angab, sagte der liebe Bürger und Holzmesser Gßlinger, dem ich auch schon ein Kind zur Taufe hielt: „Nein, nein, kaufe sich der Holz von Franzosen! Hör Er!“

Köchli war augenscheinlich — und gewiß viele andere Zürcher Bürger mit ihm — in einer eigenthümlichen Zwischenstellung. Er war des aufgezwungenen franko-helvetischen Wesens, wie es bis Anfang Juni gegolten hatte, gründlich überdrüssig. Besonders muß ihn die affectierte Religionslosigkeit der fränkischen Befreier gründlich abgestoßen haben. Er schreibt einmal: „Ja, ich bedaure, daß die Franken von keiner solchen Religion gewußt, wie dero Majestät's Truppen!“ — und er ist ganz damit einverstanden, daß in Zürich die vorrevolutionären Einrichtungen zurückkehren. Zum 20. Juni steht: „Heute ist 14 Tage, seit sie diese Position haben: die Interimsregierung giebt heute ihre Bekanntmachung, daß sie das höchste Tribunal seye, zum Wochenblatt heraus. Ruhe und Ordnung herrscht. Alle Difasterien sind schleunigst durch das hohe Regierungscollegium ersetzt worden“. Zum 23. folgt: „Zur Freude Aller, der meisten Burger, ver-lase man in allen Kirchen die Anzeige der Interimsregierung;

beim Fraumünster lasse der alte Gerichtschreiber Weiß von Weinfelden, und hinter ihm stand auch schwarz gekleidet Stadtknecht Waser". Am 7. Juli vernahm Köchli in der Predigt Gefner's die Ermahnung, daß man freiwillig Steuern solle, und schon am folgenden Tage sandte er 2 fl. und 20 Sch. an diese freiwillige Steuer an Herrn Usteri. Daß die nach Basel deportirten Glieder der alten Regierung wieder zurückkamen, freut ihn. Schon zum 15. August merkt er die Ankunft Pfarrer Lavater's an und nachher schreibt er: „Alle Herren, so fort waren, kamen zur Freude jedes edlen braven Bürgers jeder wieder zu den Seinigen". Nicht ohne innere Zustimmung wird einmal, zum 26. Juli, angemerkt: „Allgemein war die Rede, viele Gott Lob! edel denkende Bürger, als Herr Michel und Diebold, gute Jäger, gehen recognosciren und haben, Gott Lob, schon einige Franzosen in die andere Welt geschickt. Ach, die religiösen braven Helden! Gott stehe auch den Vaterlandsvertheidigern darum bei!" Ebenso wenig hatte Köchli dagegen etwas einzuwenden, daß „dero Majestät's Truppen" kleine Executionen ausübten. Zum 18. Juli steht: „Heute empfangen drei Thurgauer, welche das Freiheitsfieber anwandelte, vor der Wachtstube 30 Arsbrügel. Da die Bestrafung der Gottlosen Anderen zum Exempel dienen muß, wurde die Execution vollzogen. Sehr viele Bürger sahen zu, und mit Recht konnten sie Freude bezeugen, wünschen, ausrufen, daß es allen Freiheitspredigern so gehe; denn so wird wieder Tugend, Religion, Gottesfurcht von dero Majestät's Truppen eingeführt". Am 29. Juli wiederholte sich die Scene, und daß am 3. August wegen eines leiblichen Gebrechens ein weiterer Verurtheilter verschont wurde, scheint Manche verschmüpft zu haben: „Neußerst viele Bürger, die auch zusehen wollten, mußten wieder nach Haus kehren. Dagegen mußten heute vier Männer, die — sagte man — auch Prügel gekriegt, das erste Mal Gassen kehren. Viele edle Bürger kamen auf den Münsterhof,

um diese gottlosen Buben zu sehen". Ebenso notierte Köchli mit großem Unwillen, daß die Seeleute die Stadt an die Franken verrathen wollten und Pläne dazu geschmiedet hätten. Allerdings gab es ja natürlich auch allerlei Spionenriecherei. Im Juli steht eingetragen: „Der ordinari Samstagbott von Fehraltorf, Bachofen, wurde bei der Kronenporten angehalten und visitirt bis aufs Hemd, weil man glaubte, da es zwei Männer aussagten, er möchte Briefe an die Franken haben. Die lieben guten weisen gnädigen Herrn, vereinigt mit den K. K. Majestät's Truppen, brauchen seit einigen Tagen die weisesten und strengsten Maßregeln". Am 22. Juli wieder setzten die Kaiserlichen einen Herren Pestaluz vom weißen Thurm gefangen: „Der Kerl soll ein Spion gewesen sein; er empfangen seinen Lohn!" — Mit großer Sympathie sah Köchli ganz besonders auf den Erzherzog Karl. Am 21. Juli spazierte er nach der Kirche nach Kloten in das kaiserliche Hauptquartier: „Wir sahen viele Wagen, allein, so groß das Geräusch von Menschen ist, nicht den edlen großen Majestät Herzog Karl; aber er begegnete uns auf dem Heimweg: ging mit einem Officier zu Fuß". Die Zürcher Knaben exercirten: „War große Freude unter den Knaben, lernten tapfer exerciren und waren ermuntert, Alles nach kaiserlicher Majestät Truppen einzurichten. Herr Bodmer im Kraß gab sich alle Mühe". Am 13. August wollten sie sich dem Erzherzog in Kloten zeigen: „Heute frühe zogen viele Knaben montirt und armirt nach Kloten, um sich seiner K. K. Hoheit Prinz Karl zu präsentiren. Allein er hatte, unglücklicher Weise für die Knaben, wie es schien, viele wichtige Geschäfte, und deßnaben sahe er sie am Fenster stehend an. Sie zogen wieder herzlich vergnügt nach Haus, aber müde und ärgerlich, daß sie ein wenig zur ungelegenen Zeit nach Kloten kamen und seine K. K. Hoheit ihr Exercitium nicht zu sehen gnädigst geruhete". Daß jenem Herrn Bodmer am 7. August ein Kind

getauft wurde und Erzherzog Karl zu Gevatter gebeten worden sein solle, ist auch sorgfältig notiert. — Endlich sah jetzt unser Tagebuchschreiber auch sehr gern den Eintritt schweizerischer Landesangehöriger in das dem kaiserlichen Heere beigegebene im englischen Solde stehende Corps. Schon zum 10. Juni ist eingetragen: „Heute zogen die Schweizer, so im englischen Solde stehen, hier durch, grün mit rothen Binden um den Arm; sie machten hier viel Rekruten“. Zum 28. Juli steht wieder: „Die alte Schweizer-Region, welche einige Wochen in Rüßnach als Execution lag, wurde wieder nach der Enge und Wollishofen verlegt. Ach! diese Winkelriedsjöhne wollen nun die Franzosen ab dem Berg wegzagen. Wenigstens äußerten zwei in meinem Laden, daß sie als Befreier der Schweiz dies thun werden“.

Aber dazwischen stehen doch auch wieder einzelne Aeußerungen, die beweisen, daß Köchli gewissen Erscheinungen gegenüber stutzig wurde. So steht zum 21. oder 22. Juli: „Die lieben guten Bürger, Viele trugen die Sage herum, den alten Herrn Rordorf, Vogel zum gelben Hörnli, Kusterholz bringe man aus dem Sirenbad, wo sie eine Cur brauchten, gefangen ein. Allein es war dem nicht so! Ach! die edeln, wohl erzogenen, lieben Bürger nehmen auch so herzlichen Antheil an dem Schicksal Anderer“. Dieser Satz nimmt sich nun doch völlig wie Ironie aus, und als dann am 27. Juli Nachmittags der Better David Vogel wirklich in einer Chaise von Gais her gefangen, von zwei Dragonern begleitet, eingebracht und am Abend auf das Rathhaus gesetzt wurde, urtheilte darüber Köchli mit einer gewissen Bitterkeit: „Die edeln Bürger freuten sich dessen, daß man von seiner Majestät Truppen so guten Gebrauch machen könne“. Noch zum 3. August steht: „Noch immer sitzt der gute David unverhört auf dem Rathhaus“, dann aber zum 6. mit großer Schrift: „David wurde losgelassen“.

Alle diese Zeit her führte übrigens unser wackerer Buchbindermeister sehr vergnügt in seiner Arbeit ein stilles bürgerliches Leben. Im Juli schrieb er einmal: „Ach! ich muß jetzt immer arbeiten: wie wohl ist mir in meiner Werkstätte. Gehe außer dem Sonntag in keine Gesellschaft“, und im August meldet er: „Machte Klummern auf der Wasserkirche, von 4 bis 8 Uhr. Der liebe Jaques (das ist sein Knabe) leistete mir Gesellschaft. O welch Vergnügen!“ Diesem selben Jaques war am 23. Juli eine Freude gemacht worden: „Ach! daß ich auch in meinem Leben noch eine solche unschuldvolle Freude empfinden könnte, wie Jaques, da wir ihm seine werthe Trompete kauften!“ Im September tritt einmal die Politik ganz hinter häuslichen Angelegenheiten — die Frau Chorberrin Heß und der Herr Hauptmann, die dreizehn Jahre im Hause gewohnt hatten, nahmen „freundschaftlich“ Abschied — in den Hintergrund; denn nun kamen alle möglichen Handwerker zur Reparatur: „Machten mir fast das Bauchweh“. Wie harmlos man übrigens mitten im Krieg in Zürich lebte und sich an das Gegenüberstehen der beiden großen Heere ganz gewöhnt hatte, zeigt der Umstand, daß, als im August der Herr Vetter Pfarrer Weiß zu Steinmaur gestorben war, Köchli mit seiner Schwägerin am 28. August dorthin sich begab und bis Samstag den 31. blieb: „Dann ließ mich L. Döden durch Herrn Meister nach Hause holen“: „Durch Steinmaur passirten die Tage hindurch ungemein viel Truppen, alles so gegen Baden, Regensdorf, Dällikon. Der Rimmat nach lagen, zogen durch Cavallerie, Manen, Fußvolk. Das war auch ein Lärmen! Im Pfarrhaus logierten Fürst von Schwarzenberg, seine Liebste, Domestiken, Kammerjungfern und 15 Jagdhunde, zahlten aber nichts“.

Mit der Mitte des Monats August bereitete sich eine neue Phase vor. Am 18. sah Köchli die ersten Russen, Kosaken, an der unteren Straß. Er schreibt: „Auch diese unsere weither

kommenden Erretter bewundert die lobliche Burgerſchaft und freut ſich herzlich darüber. War der wohlloblichen Burgerſchaft bekannt worden, daß dero K. K. Majestäts Truppen wollten geſtern über die Limmat. Allein alle Truppen kamen wieder in dero alte Stellung zurück. Die Ruſſen liegen 15,000 Mann um Seebach herum; alle Tage marſchieren Truppen durchs Grüninger=Amt nach Kapperswil, wohl 60,000 Mann, ſagen die lieben Burger. Mit dieſen und mit der ſeligen Hülfe aller wahren Verehrer der heiligſten Religion hofft man das Vordringen der Franken zu verhindern und ſie gänzlichſt zu vertilgen. Gott Lob! Auch ſagt man, am Rhein unten verſammeln ſich neuerdings wieder 160,000 Mann, Deſterreicher, Ruſſen und Condéer“. Einen jener im engliſchen Solde ſtehenden Schweizer, einen Rudolf Erb von Oberwinterthur, der mit der Armee unter Herrn Oberſt Meyer (dem nachherigen Commandanten Zürich's 1802, gegen Andermatt) nebst 500 Mann ſchon am 17. in Zürich angelangt war, hatte Köchli im Quartier: „Lauter Zürbietler, brave, tapfere, extra gut exercierte und herrliche muntere Leute! Gott Lob! daß auch die angelangt ſind! Die Ruſſen müſſen nun den Hütliberg angreifen. Alles macht ſich parat“.

Ueberhaupt ſchien es nun, als ob ein neuer Eifer in die Kriegsführung käme. Zum 21. Auguſt ſchrieb Köchli: „Heute war es, als ob man alle Präparaturen machte, um in Gottes Namen den Hütliberg einzunehmen. Das Kriegſſchiff und eine Flottille auf dem See ſollten auch zu Stand kommen“. Am 22. folgte: „Um 12 Uhr griffen die verfluchten Franken die Vorpoſten bei Wollishofen an, feuerten wacker, zogen aber gleich nach 1 Uhr wieder ab. Heute ſagte man, die Franken retiriren, und ſeye der linke Flügel weit vorgerückt — noch drei Colonnen Ruſſen und über 160,000 Mann kaiſerlicher Truppen ſeyen wieder in Anmarſch! Gott Lob!“ Dann vernahm man die Kunde vom

Siege von Novi, vom 15. August. Köchli schrieb zum 23.: „War ein großer Sieg, den die Russen in Italien erfochten, bekannt gemacht: 10,000 gefangen und todt, viele Generals. Auch retiriren die Franken bei Richterswil“. Aber schon mit dem 25. setzt wieder die lahme Bewegung in allen Dingen ein, und einmal nach dem andern steht: „Alles still, und keine besonderen Ereignisse“, oder: „Diese Tage hindurch hörte man nicht viel Neues“. Am 29. folgt: „Zogen die Russen in Zürich ein und lösten die Kaiserlichen ab“. Dann begannen allerlei Gerüchte, schon am 2. September: die Franzosen seien in Glarus, schlügen sich seit drei Tagen, oder, sie seien über den Rhein schon in Heilbronn eingerückt: „Glaube an diese Lüg nicht“. Dagegen freute sich Köchli am 4. über den Einzug eines schönen Regiments russischer Husaren, gelb gekleidet, die in das Sihlfeld hinunter rückten, und am 5. wurde die Fraumünsterkirche zum griechischen Gottesdienste eingerichtet: „Heute läutete man nach dero Gewohnheit mit kleinen Glocken, die vor der Kirche hingen, da sie Gottesdienst hielten“. Am 10. bekam Köchli einen russischen Sergeanten zum Essen: „Der versteht wenig deutsch, nur ein paar Worte französisch. Allein Latein redte er gut. Ach Himmel! konnte ich wohl glauben, daß das wenige Latein, das ich noch verstehe, mir bei Russen in Zürich so wohl zu Statten kommen würde?“ — Bald hofft das Tagebuch wieder große Dinge von den Russen: „Die R. R. Majestät's Truppen, die in 13 Wochen bis an den Uetliberg kamen, zogen siegreich wieder nach Deutschland. Die Russen werden nun nach dero Geschwindigkeit, Tapferkeit und wirklich lebhaftem Charakter die gottlosen Franzosen in wenigen Tagen hinwegjagen und gänzlich vertilgen. Gott geb Glück den Tapfern“. Doch die abermalige völlige Stille ließ bald um so unglaublichere Uebertreibungen in Gerüchten entstehen. Mitte September steht geschrieben: „Noch kein Wort von militärischen Begebenheiten! Es sollen noch

viele 100,000 Russen kommen; auch die Kaiserlichen sollen wieder in die Schweiz kommen, die Russen, 300,000 Mann, allein am linken Flügel gegen Schwyz und Glarus agiren. Ganz andere Pläne werden jetzt von den Coalisirten gemacht, und die Bürger werden bald die Nachricht erhalten, daß alle Armeen der Franken, gänzlich eingeschlossen, das Gewehr strecken werden". Freilich am 21. klang es wieder recht kleinlaut: „Diese ganze Woche ereignete sich in unserer Gegend nichts Neues; die lieben Russen operieren auch nicht. Jammer, Elend herrscht an allen Orten". Am 23. mußte man in Zürich sich vom Uetliberge her ärgern lassen: „Heute feierten die Franzosen durch Salve der Kanonen dero Neujahr zum Vergerniß unserer edeln gottesfürchtigen religiösen Bürgerschaft; man hörte den Donner der Kanonen sehr stark. Ach! daß die Ungeheuer doch nicht mehr spuken möchten!" Und dessen glaubte man ganz gewiß zu sein: Mannheim erstürmt, Erzherzog Karl vor Mainz, die Franken total in Deutschland geschlagen, Capitulation von Tortona, Tipu Saib getödtet, die Engländer in Aegypten gelandet, Holland in ihren Händen: „Alles richtige Anzeige, daß die Franken bald nicht mehr existieren werden. Gott Lob"!

Doch aus diesen Illusionen rissen der 25. und 26. September, die Tage der zweiten Schlacht bei Zürich, in geradezu grausamer Weise. Zum 25. steht: „O welch Tage des Schreckens! Du liebes Zürich! Um 5 Uhr weckte uns der Donner der Kanonen. Ach! die Franken griffen die Russen bei Wollishofen an; allein sie wurden bis an das Unteralbis zurückgeschlagen. Doch nur war es eine Kriegslift. Die Russen verloren ungemein viel Leut. Während dieser Attaque setzten die Franken bei Höngg über die Limmat mit großer Menge. Bald occupierten sie den Höngger Berg, drangen vor bis an das weiße Haus (oberhalb des Drahtschmiedli). Abends nahmen sie die Anhöhe bei der Strickshauer in Posses und blieben da stehen. In der

Nacht betrogen sich die Russen wie Räuber, erbrachen viele Läden und plünderten Alles darin aus, bettelten zu Hunderten Brod vor den Häusern". Am 26. lautet über den Abschluß der Schlacht der Eintrag: „Donstag um 6 Uhr gieng das Treffen wieder an, auch um das Sihlfeld. Kugeln flogen gestern und heut in die Stadt. Ich sahe dem Kleingewehrfeuer ab meiner Zinne zu. Bei dem Stampfenbacher-Weg um 12 Uhr kamen die Franken, machten große Beute. Dragoner sichten den Russen viele Pferde weg. Viele Franken waren betrunken und begiengen Excesse. Ward Herr Pfarrer Lavater blessiert. Kutschen, Wagen, Kanonen, eine große Menge, brachte man, die im Nachsehen den Russen abgenommen wurden. Ach viele Gefangene! O wie viele Todte lagen an der Unterstraf". — Merkwürdiger Weise steht dann aber gleich wieder zum 28. September: „Bemerke heute keine besondere Bewegung. Die lieben Burger sagten, Sumorow rücke mit 200,000 Russen über den Gotthard und auch Karl komme von Schaffhausen". Sehr übel stimmte freilich hiezu: „Brachte man viele gefangene Russen und kaiserliche Officiere".

Man hatte sich nun wieder in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Zwar schrieb Köchli zum 29. September: „Tobler Präsident invitirte uns; Wegmann Zunftmeister, Statthalter, Alle waren da. Heilig entschlossen sich Alle, Verzeihung und schonende Behandlung allen Menschen angedeihen zu lassen". Köchli hatte auch persönliche Wünsche: „Schriftlich von mir, von Dorchen, legten wir bei Burger Regierungs- und dem Unterstatthalter Supplicationen ein, daß er mich der Agentenstelle entlasse. Ach, weinten Dorchen und ich, daß er uns nicht allso bald entsprechen wollte. O Bürger, verzeiht, verzeiht Allen, die Euch beleidigt haben!"

Dann kamen immer neue Ereignisse und die mannigfaltigsten Gerüchte. Am 29. September brachte man viele gefangene öster-

reichische Offiziere und logirte sie auf der Meise: „Ach! wie bald kann sich das Schicksal der Menschen im Kriege ändern! Vor sechs Wochen waren die braven Offiziere hier am Balle, heute als Gefangene. So kann es wieder den Franken gehen“. Am 30. wußte man, daß Suworow schon näher gerückt sei: er war am 27. im Muottathal angelangt. Röchli schreibt: „Heute äußerten viele Bürger, Suworow rücke mit 20,000 Mann Russen an, seye schon in Luzern, in Schwyz. Wahr ist, liebe Bürger!, daß er über den Gotthard ist!“ Dazwischen besah sich Röchli einmal am 1. October Nachmittags „die niedlichen Erdhütten am Hüetliberg,“ die sich die Russen erbaut hatten. Aber am 3. trat die Folge des französischen Sieges in voller Schärfe hervor: „Heute kam die schreckliche Nachricht, daß wir über 3mahl 100,000 Gulden Contribution bezahlen müssen“, und schon am 4. folgt die Notiz: „Heute war die Bezahlung der Contribution auf dem Rathhaus.“ Zum 6. steht: „Die Interimsregierung wurde mit Arrest belegt“. — So gingen die nächsten Tage dahin. Stets wurden Gefangene eingebracht: „Ach, Gott! Wie elend, wie zerrissen sehen sie aus“. Man hörte von Gefechten in der Gegend von Schaffhausen gegen den Rhein hinaus, und Gerüchte gingen, die Franken seien retirirt und die Truppen der Coalition stünden schon wieder im Bülacher Hard. Doch mit der Mitte des Octobers verstummt wieder Alles: „War Alles still; doch hatten wir immer viel Einquartierung“.

Am 16. October erfuhr Röchli eine eingreifende Aenderung in seinen persönlichen Verhältnissen: „Ich bekam, gewiß unerwartet, einen Directorialbefehl durch Statthalter Pfenninger, daß ich die Stelle eines Districtsrichters annehmen müsse. Ungemein schmerzlich ist es mir, meine Arbeit zu verlassen. Ich fühlte mich dann zugleich viel zu schwach, that alles Mögliche, bat den Statthalter, mich zu entlassen; allein er nahm mir die Stelle nicht ab. Nun, in Gottes Namen! Nur eine kurze Zeit, und dann

muß man mir solche abnehmen. O! daß ich durch gute Sanftmuth, verbunden mit Gerechtigkeit, meinen lieben Mitbürgern, die in dieser Zeit, besonders jetzt von den Franken, so viel leiden müssen, Trost und Gutes erwirken kann!" Schon am 17. mußte dann Köchli ein erstes Mal ins Gericht gehen: „Alles ehegerichtliche Verhandlungen“. Aber vom 20. bis 24. machte er mit seiner Frau wieder einen Besuch in Steinmaur. In dem Pfarrhause lagen jetzt ein Oberst, zwei Adjutanten und ein Bedienter vom Chasseur-Regiment: „Wir lebten vergnügt. Der Oberst, ein äußerst artiger, schöner und scharfblickender Mann, und seine Adjutanten waren uns, so sehr wir ihre Last fühlten, angenehme Gesellschafter“.

Mit November werden nun die Einträge wieder recht spärlich. Der erste Tag des Monats begann mit Kanonenschüssen der Franzosen wegen der Räumung Hollands durch die Engländer und Russen. Am 11. freute sich Köchli: „Gott Lob! bei diesen traurigen Zeiten noch ein guter Martinstag!“ Dann kamen die neuesten Nachrichten von Paris, am 15.: „Heute waren die wichtigsten Neuigkeiten eingeloffen, daß mit der größten Ruh in Paris das Directorium bis auf Siyès entsetzt, Bonaparte Generalissimus über alle Armeen sey“. Und am 21. schwuren alle Franken den Eid, der neuen Ordnung Folge leisten zu wollen.

Im December werden die Einträge nicht zahlreicher. Gleich anfangs heißt es: „Kriegsnachrichten, Friedenshoffnungen durchkreuzen sich. Ach Gott! daß doch einmal die liebe Friedenssonne aufgehen möchte!“ Dann geschieht wieder wenig. Zum 9. steht: „Alles war still.“ Dagegen hatte sich am 5. mitten in der Dinnat ein wichtiges locales Ereigniß zugetragen: „Heute zwischen 10 und 11 Uhr fing der Wellenberg zu brennen an und brannte gänzlich aus. Welch ein Spectakel war dies, wie viel Anmerkungen! Noch niemalsen wurden bei einer Brunst so viele

lustige Einfälle geäußert. Er brannte bis Samstag (den 7.) Morgen: ein majestätischer Anblick!"

Dann nahm Köchli auch von diesem ereignißreichen Jahre in einem längeren Eintrage zum Silvestertage Abschied: „Beset, Nachkommende, die Ereignisse, die Eure Eltern gesehen! Ach! sie werden Euch unglaublich vorkommen; aber wahr sind sie. Ach! welch ein Jahr warst du 99er Jahr! In deinen Mauern, o Zürich! waren Völker aus Sibirien, Tartaren, Kalmucken, Kroaten, Ungarn, Dalmatier: die führten Krieg! Todte, bei Hundert, lagen um unsere Stadt. Welche Gefahr stunden wir aus! Keine Feder kann die traurigen Tage genug beschreiben. O Schweiz! in welche Lage setzte Dich die Vorsehung! Nur der Tod kann uns das vergessen machen, was wir seit zwei, drei Jahren erfuhren. Die Enkel werden noch einander die Geschichte des 99er Jahres erzählen und ausrufen: Gott! was sahen, was stunden unsere Voreltern nicht aus! Dennoch wachte Gott über mich, meine liebe Gattin und meine Kinder. Nur weinten wir 1000 Millionen Thränen über das Unglück, das unser Vaterland traf“.

Man liest diese Worte mit um so größerer Theilnahme, wenn man erfährt, daß Köchli in einem Alter von wenig über 44 Jahren, schon nach ganz kurzer Zeit, am 19. März 1800, starb. Sein Tod war auch eine Folge des Kriegsjahres; denn die „Wöchentlichen Nachrichten schweizerischer Neuheiten“ sagen: „Das faulichte Nervenfieber, welches schon mehrere unserer trefflichsten Männer in der Blüthe ihrer Jahre wegraffte, befiel auch ihn“. Der hier dem Verstorbenen gewidmete Nachruf ist ganz ehrenvoll: „Neben seinem eigentlichen Beruf, dem er mit seltenem Fleiß und Geschicklichkeit oblag, besaß er eine ungemeine Liebhaberei für die vaterländische Geschichte, weshalb er sich nicht

bloß eine ansehnliche Bibliothek von gedruckten Büchern über dieses Fach, sondern auch viele Manuscripte sammelte. In den 1798 und 1799 ihm zugewiesenen öffentlichen Stellungen zeichnete er sich durch Anhänglichkeit an die Constitution, aber zugleich auch durch Rechtschaffenheit und gemäßigte Grundsätze aus“.

Niemand kann die Tagebücher aus der Hand legen, ohne Achtung vor dem wackern Manne, der sie schrieb, zu empfinden. Gottesfürchtig, vaterlandsliebend, ein treuer Gatte und liebevollster Vater, so tritt er uns entgegen. Daß er, der liberal denkende Mann, der doch daneben wieder als Bürger der Stadt Zürich sich fühlte, in diesen wechselvollen Jahren nach einander verschiedenen Stimmungen unterlag, ist höchst begreiflich, und wer irgendwie in die Zeit sich hineindenkt, wird ihm das nicht im Geringsten verübeln können. Für uns, die wir ein Jahrhundert später leben, liegt ein Hauptinteresse natürlich gerade in diesen wechselnden Auffassungen.

* * *

(Leonhard Köchli war der Sohn des 1787 verstorbenen Pfarrers Johann Jakob Köchli von Bäretswil — vorher, bis 1750, Feldprediger in französischen Dienst beim Regimente Widmer, dann als Pfarrer in Weiningen thätig — gewesen; seine Frau war Dorothea Kramer, Tochter eines Buchbindermeisters und Abwarts an der Stadtbibliothek, was auch die häufigen Arbeiten Köchlis „auf der Wasserkirche“ erklärt. Als Wittve trat „Dorchen“ in die Ehe mit dem begabten Maler Johannes Pfenninger von Stäfa (geboren 1765, gestorben 1825), von dem das durch Professor Horner geschriebene Neujahrsblatt der Zürcher Künstlergesellschaft von 1827 handelt. Doch kann Dorothea ihren ersten Mann nur um wenige Jahre überlebt haben; denn Pfenninger gieng noch eine zweite Ehe ein. Die junge Margaretha Köchli, das 1798 geborene Kind Leonhard's, unsere „liebe Herzens-Gritt“, wie sie so oft in den Tagebüchern genannt wird — das ältere Kind, der vielerwähnte Knabe Jaques, muß jung verstorben sein — fand an dem Stiefvater einen liebevollen Pfleger und Erzieher. Doch verheiratete sie sich schon sehr bald, nach Benken bei Schaffhausen, wo sie die Gattin des

Arztes Maag wurde. Eine Tochter Margaretha's war Frau Pfarrer Schweizer, geborene Maag, in Müti (Kanton Zürich), und durch die große Gefälligkeit der Tochter dieser Enkelin Leonhard's, Frau Marie Häußler-Schweizer in Müti, wurde es möglich, diese bemerkenswerthen Erinnerungen von vor hundert Jahren darzubieten. Frau Häußler besitzt auch noch eine in sorgfältiger Redaktion ausgeführte Beschreibung der Wanderschaft, die Leonhard Köchli 1777 bis 1780 durch Deutschland und Holland ausführte, ein Manuscript, in dem sich der Schreiber wieder als ein Mann bester Bildung und offenen Blickes darstellt. — Noch sei bemerkt, daß im Anfang dieses Aufjages — zur Probe — Köchli's Schreibweise bis in's Einzelne genau wiedergegeben ist).

